

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Julias kleine Sargmusik

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Julias kleine Sargmusik

John Sinclair Taschenbuch Nr. 43

von Jason Dark

erschienen am 09.10.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Julias kleine Sargmusik

Die wenigen Menschen, die in der Nacht den alten Friedhof passierten, blieben stehen und lauschten. Der schluchzende und schwermütige Klang einer Geige wehte zu ihnen herüber. Musik, die Menschen in ihren Bann ziehen konnte. Doch auch andere Geschöpfe erreichte das Spiel der Geige. Wesen, die nicht von dieser Welt stammten und in einer anderen, längst vergessenen lebten. Für sie waren die Melodien der Schlüssel zum Tor des alten Atlantis...

Konstabler Herbie Reynolds löste Kreuzworträtsel, während sein Kollege Glenn Rotter die Beine auf die Schreibtischplatte gelegt hatte und schnarchte. Auf seinen Oberschenkeln lag ein Krimi. Auch der hatte ihn nicht mehr wach halten können. Bis kurz vor Mitternacht hatte er die Augen noch offen gehabt, jetzt aber, ungefähr zwanzig Minuten später, schlief er den Schlaf des Gerechten.

Ihn störte es nicht, seinen Kollegen nur, wenn er mit seiner Rätselei nicht weiterkam und keinen fragen konnte. Glenn deswegen aufzuwecken, das wollte er auch nicht.

Es war wirklich eine kleine, gemütliche Polizeistation, die von den beiden Polizisten besetzt war. Hier passierte so gut wie nichts. Die Menschen waren freundlich, man nannte die Polizisten nicht Bullen und grüßte sie auf der Straße.

Reynolds schielte auf sein Heft. Die Hälfte des Rätsels hatte er gelöst. Der zweite Teil würde ihm Schwierigkeiten bereiten, denn er hatte zuerst die Felder ausgefüllt, die ihm leichter erschienen. Um weiterzumachen, benötigte er zuvor eine Stärkung. Die befand sich in der Thermoskanne. Seine Frau füllte sie jeden Abend vor Dienstbeginn mit Tee. Dass sie ein wenig Rum mit hineingoss, war bisher Reynolds' kleines Geheimnis geblieben. Zum Glück trank sein um zwei Jahre jüngerer Kollege nur Kaffee.

Lächelnd schenkte Reynolds den Becher voll. Seine Augen strahlten schon in Vorfreude, doch er sollte nicht mehr dazu kommen, den Tee zu trinken, denn urplötzlich wurde die Tür aufgestoßen. So heftig, dass Reynolds erschrak, der Tee überschwappte und in einer Lache auf dem Schreibtisch liegen blieb.

Sogar Glenn Rotter wurde wach. Verwirrt fuhr er hoch, stieß sich noch das Knie an der Schreibtischkante und drehte sich um. Im Raum stand sie.

Sie - das war Mrs. Featherhead und gleichzeitig das größte Klatschmaul aus der Umgebung. Wenn diese etwa 60jährige Dame

mal jemand aufs Korn genommen hatte, konnte derjenige einpacken. Dann war er bei seinen Nachbarn unten durch, denn Mrs. Featherhead, die Beamtenwitwe, die von der Pension ihres Mannes recht gut leben konnte, hatte den lieben langen Tag nichts anderes zu tun, als über die Nachbarn und deren Schwächen herzuziehen. Ausgerechnet sie hatte die beiden Polizisten überrascht.

Und das kurz nach Mitternacht.

Ihren Spazierstock trug sie stets bei sich, Mit dem gummibesetzten Ende hämmerte sie auf den Boden und schaute zu, wie sich die beiden Beamten rasch gerade hinsetzten und ihre Uniformen glatt strichen.

»Hier hat doch niemand geschlafen?« fragte sie.

»Nein«, beeilte sich Reynolds zu versichern. »Wir dachten nur über ein Problem nach.«

»Außerdem riecht es nach Rum«, stellte Mrs. Featherhead fest.

»Haben Sie getrunken?« fragte Glenn Rotter scheinheilig und lächelte die Frau entwaffnend an.

»Reden Sie kein Blech, junger Mann, und kommen Sie mit.«

»Wohin, bitte sehr?«

»Zum Friedhof!«

Beide Polizisten waren sprachlos. Rotter fuhr durch sein braunes Haar und verzog das Gesicht. »Was soll ich denn da?«

»Zuhören!«

»Nachts singen keine Vögel.«

»Wenn Sie mich auf den Arm nehmen wollen, junger Mann, müssen Sie früher aufstehen. Ich habe nicht von...« Sie verschluckte das nächste Wort, da ihr einfiel, dass man es auch falsch verstehen konnte. Statt dessen sagte sie: »Auf dem Friedhof spielt jemand Geige.«

»Warum nicht Trompete?« fragte Reynolds und erntete einen fast tödlichen Blick.

»Also Geige«, sagte Rotter.

»Ja.«

»Haben Sie den Spieler gesehen?«

»Nein«, erwiderte die Frau. »Ich empfinde es nur als eine Unverschämtheit, dass sich da einer erlaubt, nach Mitternacht noch Geige zu spielen. Das ist Ruhestörung.« Sie drohte mit dem Stock.
»Denn auch die Toten brauchen Ruhe.«

»Amen«, murmelte Rotter.

»Sagten Sie etwas, junger Mann?«

»Nein, nein, nicht.«

»Das wollte ich Ihnen auch geraten haben.« Ein prüfender Blick traf Glenn Rotter. »Kommen Sie jetzt mit oder nicht?«

»Geh schon, Glenn«, sagte Reynolds.

Der Angesprochene griff bereits zur Mütze und setzte sie auf.
»Wollen Sie mich begleiten, Mrs. Featherhead?«

»Selbstverständlich. Ich möchte doch sehen, ob die jungen Polizisten heutzutage noch in der Lage sind, mit einem Problem fertig zu werden.«

»Mit Geigespielern bestimmt«, erwiderte Glenn, hielt der Frau die Tür auf und kniff seinem Kollegen gleichzeitig ein Auge zu. Reynolds hob nur die Schultern und grinste.

Das ungleiche Paar betrat die Straße. Es war eine wolkenverhangene Nacht. Hin und wieder schielte der Mond hinter einer dicken Wand hervor, bevor er wieder verdeckt wurde. Der Wind blies aus Nordwest. In den letzten Tagen war es wieder kühl geworden. Oberhaupt kein Wetter für den Mai.

Mrs. Featherhead war auch dementsprechend angezogen. Sie trug ein graues Cape über ihrem Kostüm und hatte einen Hut aufgesetzt, der schon an einen alten Topf erinnerte. Der Hut besaß sogar einen Schleier, den allerdings hatte sie hochgestellt.

Energisch schritt sie neben dem Polizisten her, so dass Glenn

Rotter Mühe hatte, überhaupt mitzuhaltten. Das war der Gang, den man im Ort kannte. Immer wenn die Witwe wütend war, schritt sie auf diese Art und Weise aus. Auch jetzt brannte sie innerlich.

Der Ort lag in einer fast schon ungewöhnlichen Ruhe. Es fuhr kein Auto mehr, und hinter den Fenstern der kleinen, gepflegten Häuser brannte kaum noch Licht.

Keiner der beiden einsamen Spaziergänger ahnte, wie trügerisch die Ruhe war und dass hinter der Fassade eine Ausgeburt an Grauen, Angst und Schrecken lauerte.

Bisher lief alles seinen normalen Gang. Noch...

Glenn Rotter war neugierig. Deshalb fragte er seine um das Doppelte ältere Begleiterin: »Was haben Sie eigentlich um diese Zeit noch auf der Straße gemacht, Mrs. Featherhead?«

»Geht Sie das was an?«

»In diesem Fall ja.«

»Wenn Sie es so sehen, will ich Ihnen auch eine Antwort geben.«

Die Frau blieb stehen, hob ihren Stock und machte damit eine kreisende Handbewegung. »Mir gefallen da einige junge Leute nicht, die sich in der Nacht immer treffen und Unsinn machen.«

»Wer ist es denn?«

»Das wollte ich herausfinden. Ich habe einen Verdacht, aber ich schweige noch.«

»Vielleicht spielt einer von denen Geige.«

»Glaube ich nicht. Die hören ja nur Radio oder diese widerlichen Walkmen.«

»Da stören sie wenigstens nicht.«

»Von Ihnen konnte auch keine andere Antwort kommen.«

»Wieso das denn?«

»Wer im Dienst schläft...«

Da war Glenn Rotter lieber still.

Sie mussten die Straße überqueren. Der Friedhof war nicht mehr

weit entfernt. Nur mehr die rechte von ihnen abzweigende Straße brauchten sie bis zu ihrem Ende zu gehen. Dort befand sich der Friedhof und auch die Baustelle, denn man hatte vor, eine kleine Kapelle zu errichten und auch eine neue Trauerhalle. Die alte war vor kurzem abgebrannt, und die neue sollte nicht mehr aus Holz gebaut werden.

»Hm!« machte Mrs. Featherhead ziemlich laut. »Was haben Sie?«

»Eigentlich hätten wir das Spiel schon hören müssen. Es war laut genug.«

»Vielleicht ist der Geiger verschwunden.«

»Das kann möglich sein.«

Rotter lachte. »Ich werde trotzdem nachschauen, Mrs. Featherhead. Einverstanden?«

»Das ist ja wohl das mindeste, was man von Ihnen verlangen kann, junger Mann.«

Sie war immer noch giftig. Spaß oder Humor vertrug die Klatschbase nun mal nicht.

Das Gebiet, durch das sie schritten, war menschenleer. In zwei Monaten sollte hier angefangen werden zu bauen. Kleine Reihenhäuser rechts und links der Straße. Jetzt lag das Gelände noch brach, war mit Unkraut bewachsen, das der Wind in eine Richtung kämmte.

Glenn Rotter hatte die Ohren gespitzt. Mochte Mrs. Featherhead sein, wie sie wollte, als Spinnerin konnte man sie nicht bezeichnen. Wenn sie behauptete, sie hätte das Geigenspiel gehört, war es auch so. Wahrscheinlich hatten sich irgendwelche Leute einen Scherz erlaubt, davon ging der Polizist jedenfalls aus.

Trotz der Dunkelheit konnte er bereits die Friedhofsmauer erkennen. Sie war nicht sehr hoch, auch nicht extra durch Stacheldraht abgesichert, überhaupt besaß der Friedhof kein Tor. Man konnte ihn Tag und Nacht betreten.

Die Bewohner hatten Wert auf einen schönen Friedhof gelegt, denn sie wollten mehr eine Art Parklandschaft haben. Das war ihnen auch gelungen. Zwei ehrenamtliche Gärtner harkten, schnitten und jäteten, so dass man dieses Stück Gelände als einen Musterfriedhof bezeichnen konnte.

Hier hatten die Toten wirklich ihre Ruhe. Vorausgesetzt, es kam kein Geigenspieler.

»So«, sagte Mrs. Featherhead und blieb neben der Mauer stehen.
»Hier wären wir.«

»Soll ich nachschauen?«

»Was dachten Sie denn?«

Glenn Rotter hob beide Hände. »So natürlich ist das nicht. Wenn ich hier über die Mauer schaue, dann sehe ich nichts, was ein Eingreifen rechtfertigt.«

»Und das ist Ihre Meinung?«

»Ja.«

Mrs. Featherhead hob ihren linken Daumen und zählte auf. »Ich stelle nicht nur fest, dass Sie im Dienst schlafen, junger Mann, nein, ich merke auch noch, dass Sie Angst vor einem Friedhof haben. Das hat es früher bei den Männern nicht gegeben. Die waren ritterlich, mutig...«

»Ich habe keine Angst, in der Nacht einen Friedhof zu betreten«, unterbrach Rotter die Frau, obwohl er dabei ein wenig log, denn ihm war schon komisch zumute.

»Dann gehen Sie doch hin.«

»Ich sehe keinen...« Das Wort Grund konnte er nicht mehr aussprechen, denn plötzlich hörte er das Spiel der Geige. Mit offenem Mund blieb Rotter stehen und lauschte.

Es waren seltsame Klänge, die über die alten Grabsteine wehten. Schluchzend, sentimental, dann wieder schrill oder jubilierend. Der unbekannte Spieler brachte es tatsächlich fertig, auf seiner Geige

eine Skala von Gefühlen zu produzieren.

»Na«, sagte Mrs. Featherhead, »was habe ich Ihnen gesagt? Glauben Sie mir nun?«

»Das muss ich ja wohl.«

Sie nickte heftig. »Und mich für eine Lügnerin halten. Das hätten Sie wohl gern gehabt.«

»Es war zumindest ungewöhnlich, was Sie mir da erzählt haben, Mrs. Featherhead.« Sie schlug mit dem Stock auf.

»Stimmt. Aber wir werden dem Ungewöhnlichen nachgehen.«

»Und das erledige ich.« Glenn Rotter hatte sich einen Ruck gegeben. »Ich schaue mir den Spieler an.«

»Dabei werde ich Sie begleiten.«

»Haben Sie keine Angst, nachts auf den Friedhof zu gehen, Mrs. Featherhead?«

»Wie sollte ich?«

»Vielen ist es zu gruselig.«

»Die Toten schweigen, mein Lieber. Sie stören keinen mehr.«

»Wie Sie meinen.« Wohl fühlte sich Glenn auch nicht, aber er wollte auf keinen Fall als großer Feigling vor dieser Frau stehen, deshalb ging er zügig vor.

Begleitet wurde sein Weg vom Spiel der Geige. Glenn Rotter ließ sich davon faszinieren. Seine Augen suchten schon jetzt den Friedhof ab. Sie schauten über die Mauer, doch sie sahen nur die langen Schatten der Grabsteine und Kreuze.

Der Spieler musste sich ziemlich weit auf der anderen Seite des Friedhofs befinden, dort wo die alten Gräber lagen und die Steine noch größer und breiter waren.

An der Baustelle ging er vorbei, schaute zurück und sah, dass Mrs. Featherhead ihm folgte. Sie nickte ihm sogar aufmunternd zu, als er sie anschaute.

»Ja, ja, ich erledige die Sache schon«, murmelte er und betrat den

Hauptweg des Friedhofs, der das Gelände praktisch in zwei Hälften teilte. Zu beiden Seiten lagen die Gräber. Sie sahen die hohen Steine, die schmalen Stichwege, die zu den Grabstätten führten, das Gras, die wohlgepflegten Hecken.

Über dem Gelände lag ein Duft von Frühlingsblumen, die zwischen dem grünen Gras blühten.

Glenn bezeichnete sich nicht als überaus ängstlich. Normal würde er sagen. Dennoch, er bekam eine Gänsehaut, als er auf die Grabsteine schaute.

Am Tage wirkten sie anders als in der Nacht. Jetzt bei Dunkelheit hatte er das Gefühl, sich inmitten einer geisterhaft fremden Landschaft zu bewegen.

Dieser Friedhof war nicht völlig dunkel. Zudem war der Mond wieder hinter einer welligen Wolkenwand hervorgekrochen und warf Licht auf die Erde. Ein seltsames Licht.

Glenn Rotter hatte das Gefühl, in eine blaue Farbe zu schauen, die über das Gelände des Friedhofs gefallen war. Ja, es war eine blaue Dunkelheit, lange Schatten, die zwischen den Gräbern ihren Platz gefunden hatten und das Gelände streichelten.

Ein wenig unheimlich wurde ihm schon zumute, und er musste sich ein paar Mal die Kehle frei räuspern.

Manchmal, wenn er glaubte, sich an das Spiel der Geige gewöhnt zu haben, wurden die Töne plötzlich wieder schrill und regelrecht jaulend. Dann schwangen und zitterten sie in der Luft, um zusammenzufallen wie eine Wassersäule.

Das waren keine Melodien. Wenigstens nicht nach dem Geschmack des Polizisten. Sie hörten sich an wie SF-Musik. So anders, so fremd, wie aus anderen Welten stammend.

Rotter wusste keinen im Dorf, der diese Melodien spielen konnte. Überhaupt kannte er keinen, der die Geige beherrschte. Ob sich möglicherweise ein Fremder auf den Friedhof verirrt hatte?

Vielleicht ein Zigeuner, ein fahrender Musikant?

»Es kommt von links«, erklärte ihm Mrs. Featherhead, die hinter ihm herschritt. »Sie müssen jetzt in den kleinen Weg einbiegen.«

»Sicher.«

Der Weg war sehr schmal. Er führte geradewegs zu dem alten Teil des Friedhofes, wo die Menschen begraben lagen, die schon vor langer Zeit gelebt hatten.

Dichtes Buschwerk säumte den Pfad, einmal nur unterbrochen, wenn eine Bank zur Ruhepause einlud. Zumeist stand daneben noch ein Becken mit Wasser.

Manche Zweige standen in voller Blüte. Ein betörender Duft umwehte den Mann und die ältere Frau.

Das Spiel der Geige war lauter geworden. Es würde nicht mehr lange dauern, dann hatten die beiden Menschen den Spieler erreicht. Glenn ging schneller. Der Polizist war sich seiner Aufgabe sehr wohl bewusst. Er wollte endlich sehen, wer sich diesen Scherz, der in seinen Augen keiner war, erlaubte.

Sehr bald hatte er das Ende des Weges erreicht und blieb abrupt stehen. Starr war sein Blick nach vorn gerichtet, und seine Augen wurden allmählich größer.

Das Gräberfeld lag wie ein offenes Karree vor ihm. Alte, knorrige Bäume breiteten ihre Äste und Zweige wie beschützende Arme über die Grabsteine aus. Sie wuchsen aus einer blühenden Wiese. Der Wind streichelte das Gras, und er wehte auch die blonden Haare der Person hoch, die auf einer Grabplatte saß, dem Betrachter ihr Profil zuwandte und auf einer Geige spielte.

Es war ein Mädchen. Nicht mehr Kind und auch nicht erwachsen. Sie saß da und ließ sich nicht stören. Ihr langes weißes Kleid reichte bis zu den Knöcheln, Schuhe hatte sie nicht an. Das Gesicht wirkte seltsam bleich, die Haut dünn, als wäre sie gestraft worden. Sie spielte und war versunken. Der Bogen strich über die Saiten des

Instruments und schien sie nur mehr zu streicheln. Voll fiel das Mondlicht auf die Grabplatte und berührte auch das schmale Gesicht mit den halbgeschlossenen Augen und der kleinen Nase.

Nichts konnte die einsame Spielerin stören. Wahrscheinlich hatte sie die beiden Zuschauer überhaupt nicht wahrgenommen, und auch Glenn Rotter zeigte sich gebannt.

Anders Mrs. Featherhead. Sie hatte natürlich auch den Schock der Überraschung überwinden müssen. Vielleicht war es für sie noch schlimmer gewesen, denn ihr war etwas aufgefallen, von dem der junge Polizist wahrscheinlich nichts wusste.

Sie ging auf Rotter zu und legte ihre rechte Hand auf seine Schulter. »Mein Gott«, flüsterte sie, »mein Gott, das darf einfach nicht wahr sein.«

»Was denn?« fragte der Polizist automatisch.

»Das Mädchen kenne ich.«

»Ich glaube, ich habe es auch schon mal gesehen.«

»Das kann sein, Mr. Rotter, als es noch lebte!«

»Wie?«

»Mr. Rotter, die Kleine, die da spielt, das ist Julia. Und Julia ist seit einigen Jahren tot. Verstehen Sie jetzt...?«

Eine Tote, die Geige spielte!

Glenn Rotter hatte die Erklärung der Frau verstanden, aber er wollte sie nicht akzeptieren. Für ihn war es unbegreiflich. Da spielte jemand Geige, und derjenige sollte...

»Wie hieß sie noch?« fragte er mit einer Stimme, die ihm selbst fremd war.

»Julia«, flüsterte die Featherhead. »Julia Landers. Ich kenne sie. Sie hat hier gewohnt.«

»Und jetzt ist sie tot, nicht?«

»Ja.«

Glenn Rotter fuhr herum. Plötzlich rötete sich sein Gesicht. »Wie kann dann, verdammt noch mal, eine Tote auf ihrem Grab sitzen und Geige spielen? Erklären Sie mir das, Mrs. Featherhead!«

»Ich kann es nicht.«

Der Polizist holte tief Luft. Die Augen wollten ihm aus den Höhlen treten, er zuckte innerlich und auch äußerlich. Es rann wie ein Schüttelfrost durch und über seinen Körper.

»Mrs. Featherhead, ich lasse mich von Ihnen nicht veralbern. Verstehen Sie? Das ist keine Tote. Tote spielen nicht Geige!«

»Sie ist vor drei Jahren gestorben.«

»Und woran?«

»Julia Landers hatte eine seltsame Krankheit, die alle Ärzte vor ein Rätsel stellte.«

Scharf winkte der Mann ab. »Hören Sie mir mit dem Mist auf, Mrs. Featherhead.« Er deutete auf die Spielende, die sich überhaupt nicht stören ließ. »Ich werde jetzt zu ihr gehen und ihr einiges erklären. Unter anderem sage ich ihr, dass ich es nicht erlaube, wenn zu mitternächtlicher Stunde jemand auf dem Grabstein eines Friedhofs sitzt und Geige spielt. Haben Sie verstanden?«

»Sie sprachen ja laut genug«, gab die Frau mit gepresst klingender Stimme zurück. »Nur möchte ich Sie warnen.«

»Und wovor?«

»Vor ihr. Man darf sie nicht stören. Man darf die Ruhe der Toten überhaupt nicht stören. Haben Sie verstanden, Mr. Rotter? Die Ruhe der Toten muss einem Menschen heilig sein.«

»Klar, ist sie mir auch. Aber nicht, wenn eine angebliche Tote auf einem Grab sitzt und Geige spielt. Ist das überhaupt ihr Grab?«

»Nein.«

»Um so schlimmer.« Rotter hatte sich entschlossen. Er wollte dieser Person einiges erzählen. Die würde sich wundern. So sprang man mit ihm nicht um.

Vergeblich versuchte Mrs. Featherhead, den Mann zurückzuhalten. Ihre ausgestreckte Hand griff ins Leere, und ihr blieb nur das Heben der Schultern. Ein Zeichen von Resignation.

Glenn Rotter ließ sich nicht beirren. Auch die makabren Worte der Frau hatte er vergessen. Wo gab es denn so etwas! Eine Tote, die Geige spielte.

Vielleicht in einem Gruselfilm. Da wäre es ja noch ein guter Gag gewesen, aber nicht hier auf dem Friedhof, wo sich - und das musste sich Rotter eingestehen -, die Atmosphäre von der in einem Gruselfilm überhaupt nicht unterschied.

Diese Nacht war angefüllt mit fremden Gedanken, mit einem unnatürlichen Licht und dem unheimlichen Geigenspiel. Die Melodien schlangen an seine Ohren. Sie wollten ihn locken oder abstoßen, je nach dem, wie das Mädchen seinen Bogen über die Saiten strich, um dem Instrument die entsprechenden Töne zu entlocken. Auf dem Grabstein hatte sie ihren Platz gefunden. Die bloßen Füße verschwanden im Gras. Halme und Frühlingsblumen kitzelten über ihre nackte Haut.

Und sie spielte...

Die Augen hielt sie geschlossen, die Bewegungen geschahen automatisch. Selbstvergessen saß sie da und schien ihren eigenen Klängen zu lauschen.

Es war eine sehr große Grabplatte. An ihrem Ende befand sich ein senkrecht stehender Kreis, in dessen Innern sich ein einfaches Steinkreuz abmalte.

Einen Weg zum Grab gab es nicht. Dieser alte Teil des Friedhofs wurde nicht mehr in Ordnung gehalten. Hier konnte sich die Natur ausdehnen, ohne durch menschliche Eingriffe gestört zu werden. Julia spielte weiter. Falls sie die beiden Ankömmlinge gesehen hatte, so zeigte sie dies nicht und produzierte weiterhin ihre klagenden, manchmal schrillen, dann wieder melodischen Töne.

Unter den Schritten des Polizisten wurden die Blumen geknickt. Er achtete nicht darauf. Für ihn war das Mädchen wichtiger. Dieses Geschöpf, das ihm wie ein Engel vorkam, weil es eine so blasse Haut besaß und auch ein so unnatürlich fein geschnittenes Gesicht. Je näher der Mann seinem Ziel kam, um so unruhiger wurde er. Es waren nicht nur die Melodien, die in ihm diese Unruhe auslösten, nein, der Grund rührte woanders her.

Er ging von dem Mädchen aus.

Glenn Rotter glaubte, in eine Welt geraten zu sein, die er nicht sehen, sondern nur fühlen konnte. Sie warnte ihn.

Keine akustische Warnung, nur mehr das Kribbeln auf der Haut, das Gefühl, nicht mehr weitergehen zu sollen.

Etwa zwei Schritte vor seinem Ziel blieb er stehen. Glenn hob die Hand, streckte sie aus und merkte das Kribbeln an seinen Fingerspitzen, als würde etwas über die Haut laufen. Ein Schauer vielleicht... Er schüttelte sich, verzog das Gesicht und drehte sich zu einer Begleiterin um.

Mrs. Featherhead wartete noch immer. Ihre Gestalt erhob sich von der Erde wie eine Statue. Den Kopf hatte sie in Richtung des Mannes gedreht, und sie ließ ihn nicht aus den Augen.

»Los machen Sie schon! Sagen Sie ihr, dass es verboten ist, in der Nacht auf dem Friedhof Geige zu spielen.«

»Verboten?« murmelte Rotter. »Nein, eigentlich ist es nicht verboten. Überhaupt nicht. Es wird doch niemand gestört.« Er hatte die Worte so leise gesprochen, dass nur er sie hörte, und es kostete ihn Überwindung, den nächsten Schritt zu tun.

Diesmal war die Aura noch stärker. Je mehr er sich der geigenspielenden Person näherte, um so stärker fühlte er diese Warnung. Seltsamerweise dachte er dabei nicht mehr an eine Einbildung, nein, die Warnung existierte.

Glenn überhörte sie. Er konnte keinen Rückzieher mehr machen und

tat den letzten Schritt.

Im selben Augenblick hörte das Mädchen mit dem Spiel auf. Julia Landers senkte Bogen und Geige, drehte den Kopf und schaute Glenn Rotter ins Gesicht.

Der blieb stehen.

Er traute sich nicht, Julia zu berühren. Wie eingefroren wirkte seine Bewegung. Er spürte den Blick des Mädchens wie eine körperliche Berührung. Über seinen Rücken rieselte eine Gänsehaut. Die Warnung hatte er genau verstanden, und Julia setzte noch eine akustische hinzu.

»Rühr mich nicht an!« flüsterte sie scharf. »Berühre keine Tote, oder du bist selbst verloren, Mensch!«

Berühre keine Tote! So hatte sie gesprochen, und der Polizist zuckte innerlich zusammen. Er holte ein paar Mal tief Luft. Zunächst hatte er Angst gehabt, jetzt aber überkam ihn so etwas wie Trotz, wobei er noch die Stimme der wartenden Mrs. Featherhead hörte.

»Was ist denn da los? Können oder wollen sie nicht, junger Mann?«

Rotter gab keine Antwort. Die Alte interessierte ihn nicht, das Mädchen war wichtiger. Es hatte ihn gewarnt. Angeblich sollte es tot sein. Ein Irrsinn, ein Hirngespinnst. Es würde sich auf dem Revier herausstellen, wenn er Julia einmal dorthin gebracht hatte.

Er griff zu.

Kaum hatte seine Hand die Schulter des Mädchens berührt, als er die Kälte der Haut spürte und Julia sich drehte, wobei sie den Bogen wieder an die Geige setzte.

Das Spiel begann erneut. Diesmal schneller, aggressiver, und die Melodien rissen Glenn Rotter mit. Plötzlich war er nicht mehr er selbst. Er fühlte sich von den Tönen eingekesselt und umschmeichelt. Sie zerrten an seinen Nerven, sie brachten ihn zum Schwitzen, und gleichzeitig begann er zu frieren. Wellen rannen durch seinen

Körper. Sie schossen von den Fußspitzen bis in sein Hirn und erfassten sogar seine Haare.

Auch Julia saß nicht mehr so steif auf der Grabplatte. Sie bewegte ihren Körper im Rhythmus der Melodie. Der Bogen schien über die Saiten zu tanzen, zu huschen, und zauberte Töne, die wohl kein Mensch erfunden haben konnte, weil sie so disharmonisch, schrill und für menschliche Ohren ungewohnt waren.

Glenn Rotter hob die Arme. Er wollte sich die Ohren zuhalten, doch er schaffte es nicht mehr. Die Hände schienen an Bändern zu hängen und nur noch einem im Unsichtbaren lauernden Geist zu gehören, der sich des Menschen bemächtigt hatte und ihn führte.

Julia schrie auf. Ihre Augen begannen zu leuchten. Den Mund hatte sie verzogen, und sie begann, zu den von ihr und der Geige produzierten Melodien auf der Grabplatte zu tanzen.

Julias kleine Sargmusik näherte sich der Vollendung!

»Du hast eine Tote berührt!« schrie sie. »Du hast eine Tote berührt. Dafür bekommst du die Quittung!«

Und sie spielte.

Der Polizist merkte, wie ihn der Rhythmus nicht mehr losließ. Er hielt ihn gepackt und drang in sein Blut. Der Wille war ausgeschaltet worden. Er bewegte sich zwar, das geschah aber nicht aus eigenem Antrieb. Die fremdartigen Melodien sorgten dafür, dass dieser Mann in einen völlig fremden Bann geriet und anfang zu tanzen.

Zuerst riss er die Arme hoch. Den rechten stach er in die Luft, der linke folgte, und seine Füße hielt auch nichts mehr auf dem weichen Grasboden. Plötzlich hüpfte er wie eine Ziege.

Er versuchte, seine Bewegungen und die Melodien in einen Gleichklang zu bringen. Glenn wollte tanzen, und er tanzte auch. Es war ein fremder Tanz. Die Bewegungen richteten sich nach den Tönen und schrillen Lauten, die Julia auf ihrer Geige produzierte. Sie selbst bewegte sich ebenfalls. Manchmal drehte sie sich wie ein

Konzertgeiger, der einen Walzer von Strauß spielt. Dann wiederum stampfte sie mit dem rechten Fuß auf, so dass sie wie eine Zigeunerin wirkte.

»Dein Todestanz!« rief sie dazwischen mit heller, hoher Stimme. »Du hast eine Tote berührt. Du hast die Mächte eines fremden Kontinents geweckt. Atlantis wird sich rächen. Ich bin die Botin. Ich bin...« Sie lachte und spielte weiter.

Mrs. Featherhead schaute zu. Die Witwe war so leicht durch nichts zu erschüttern. So jedenfalls hatte sie immer gedacht. Was sie nun sah, das wollte sie kaum glauben, weil es zu unwahrscheinlich war. Das auf der Grabplatte tanzende Mädchen, das Geigenspiel und die Kommentare der Julia Landers.

Atlantis...

Einen Begriff hatte Julia sehr laut und deutlich ausgesprochen. Und die Witwe hatte ihn auch verstanden.

Sie wusste Bescheid. Ihr war bekannt, welche Sagen sich um diesen Kontinent rankten, und er musste mit Julia Landers in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.

Ein paar Mal wischte sich die Frau über die Augen. Sie glaubte, ein Märchen zu erleben, fernab von der Realität und Wirklichkeit zu sein, doch das Märchen war Realität.

Sie erlebte keinen Spuk. Der junge Polizist befand sich in einem schrecklichen Bann. Julia spielte weiter. Bogen und Geige bildeten eine Einheit. Mrs. Featherhead bekam das Gefühl, als könnten sich beide Dinge nicht mehr voneinander lösen.

Immer schneller bewegte sich der Polizist, schriller und heftiger wurden die Töne und Melodien. Ein unheimlicher Zauber breitete sich über den Friedhof aus, ein Bann, der keinen losließ.

Erst recht nicht Glenn Rotter. Er zahlte für seine Neugierde!

Auf einmal bewegte sich in seiner Nähe der Boden. Er warf Wellen, die durch die Friedhofserde liefen, um im nächsten

Augenblick eine Spalte entstehen zu lassen, die parallel zum Grab lief. Mrs. Featherhead wollte den Mann noch warnen. Sie kam nicht mehr dazu, denn aus der Spalte kroch etwas hervor. Ein glutroter, feuriger Arm, ähnlich dem eines Kraken, und er klatschte gegen den Körper des Polizisten. Ein schrecklicher Schrei zitterte über den Friedhof, vermischte sich mit dem Klang der Geige, bevor Glenn Rotter in der Bodenspalte verschwand und diese sich über ihn schloss.

Genau in dem Augenblick verstummte das Geigenspiel!

Mrs. Featherhead stand da, hatte die Arme halb erhoben und presste die Hände gegen ihre Wangen. Der Blick war starr geworden, sie zitterte und wollte nicht glauben, was sie noch vor wenigen Sekunden gesehen hatte. Dann öffnete sie den Mund, und so etwas wie ein Lachen drang über ihre Lippen. Es war mehr ein Zischeln, ein Kichern, bevor sie den Kopf hob und zu Julia Landers hinschaute.

Das Mädchen stieg von der Grabplatte. An ihrem Ende blieb sie stehen, schaute die Witwe an und sagte mit so lauter Stimme, dass Mrs. Featherhead es auch verstehen konnte.

»Er hat eine Tote berührt...«

Dann drehte sie sich um, ging und begann wieder zu spielen. Die Melodien produzierte sie, während sie lief. Sie schwangen über den alten Friedhof wie ein Gruß aus einer unheimlichen, fernen und längst vergessenen Welt. Als sie verklangen, war auch Julia verschwunden. Die Witwe stand da, als wäre sie zu Eis erstarrt. Was sie in diesem Augenblick erlebt hatte, war unglaublich. Wenn sie das jemandem erzählte, würde der andere sie auslachen.

Vor allen Dingen im Ort...

Tief atmete Mrs. Featherhead durch. Ihr Gesicht zuckte, durch die Gestalt lief ein Ruck, dann machte sie auf dem Absatz kehrt und rannte wie von Furien gehetzt davon.

Eine einsame Person auf einem so unheimlichen Friedhof, der ein schreckliches Geheimnis barg.

Sie sah weder vor und zurück, noch nach links oder nach rechts. Nur stur geradeaus. Und deshalb entdeckte sie auch nicht den heimlichen Beobachter, der sie nicht aus den Augen ließ.

Es war eine Sagengestalt. Groß wie ein Mensch, dabei schimmernd wie dunkle Bronze und mit zwei gewaltigen Flügeln auf dem Rücken. In einer Scheide steckte ein langes Kampfschwert.

Mrs. Featherhead hatte nie von dieser Gestalt gehört, die mehr als 10.000 Jahre alt war. Aber andere kannten sie.

Es war der Eiserne Engel...

Ich, John Sinclair, Scotland-Yard-Beamter und Geisterjäger in einer Person, kannte den Eisernen Engel. Als ich an diesem Montagmorgen zusammen mit Suko unser gemeinsames Büro betrat, dachte ich weder an ihn noch an das alte Atlantis.

Nicht einmal an den Teufel, sondern nur an den Schreibtisch, auf dem sich mal wieder einiges häufte, das bearbeitet werden musste.

»Mir fällt ein, dass ich mal krankfeiern könnte«, sagte Suko, als er seine Jacke auszog.

»Nichts da, Alter. Ich bin vorher dran.«

»Wir können ja losen.«

»Dabei mogelst du immer.«

»Ich habe eben mehr Glück als du.«

Mein Freund und Kollege deutete auf die Akten. »Müssen wir die durchhackern?«

»Weiß nicht.«

»Vielleicht können wir einiges verschwinden lassen.« Suko trat an den Schreibtisch und schlug die oberste Akte auf. »Statistik«, murmelte er.

»Zweites Halbjahr 1983. Ach je, was haben wir denn damit zu

tun?«

»Nichts.«

Suko schlug die Akte wieder zu. »Gibt es denn keine Dämonenstatistik?«

Ich erschrak und bekam große Augen. »Bring unseren Chef nur nicht auf dumme Ideen...«

»Mich braucht keiner auf Ideen zu bringen, Mr. Sinclair!« vernahm ich eine mir wohlbekannte Stimme und drehte mich um. Unhörbar war Sir James in unser Büro getreten.

»Guten Morgen, Sir«, grüßten wir artig.

Sir James verzog die Mundwinkel. »Verstellen Sie sich bloß nicht. So freundlich, wie Sie tun, sind Sie auch wieder nicht, und um die Akten brauchen Sie sich heute auch nicht zu kümmern.«

»Dann können wir unsere Frühjahrsgrippe nehmen?« fragte ich hoffnungsvoll.

»Das würde Ihnen so passen. Nein, ich habe für Sie eine kleine Montagsüberraschung.«

»Wie nett.«

»Kommen Sie in mein Büro.«

Draußen auf dem Flur trafen wir Glenda Perkins, unsere Sekretärin. Sie war in Eile, denn sie hatte sich schon verspätet. Ihr leichter Sommermantel stand offen, das Gesicht war gerötet, der Morgengruß klang leicht gehetzt.

»Keine Panik, wir gehen schon«, sagte ich zu ihr.

»Kommt ihr denn wieder?«

»So schnell nicht«, erwiderte Sir James.

»Dann könnte Miss Perkins vielleicht die Akten...«

»Das käme Ihnen wohl gelegen, wie?«

»Und ob, Sir.«

»Ist aber nicht drin. Die Akten werden von Ihnen bearbeitet. Sie können sie ja mit nach Hause nehmen.«

»Da wüsste ich etwas Besseres.«

»Ich frage nicht erst, was«, erwiderte unser Chef und stieß die Tür zu seinem Büro auf. Ich kniff Suko ein Auge zu, als wir ihm folgten, dann durften wir uns setzen.

Sir James nahm einen Schluck von seinem Magenwasser, räusperte sich und überraschte uns mit einem Namen.

»Kennen Sie die Witwe Featherhead?«

Suko schaute mich an, ich schaute ihn an und schüttelte den Kopf.

»Nein, Sir, ich kenne nur eine Witwe Bolte. Sie wissen ja, Wilhelm Busch, der die Geschichte von Max und Moritz...«

»Geschenkt Sinclair.«

O je, der Alte hatte heute wieder eine Laune zum Wegwerfen. Dabei sollte man doch die Woche mit Humor beginnen, um nicht zu zeigen, wie sehr man sich über den Montag ärgerte.

»Sie werden diese Dame kennen lernen«, sagte unser Chef. »Und zwar in der nächsten Stunde, denn ich habe sie beide als Begleiter für Mrs. Featherhead ausgesucht.«

»Leibwächter?«

»So ungefähr. Sie werden in ein Krankenhaus fahren und sie dort abholen, das ist alles.«

»Und dann?«

»Bringen Sie die Dame nach Mullogh.«

»Wo liegt das denn?«

»Im Süden, nicht weit von der Küste entfernt. Es ist eine reizende Gegend. Viel Wald, weite Felder, beschaulich würde ich sagen.«

»Und wo ist der Haken?«

»Bei Mrs. Featherhead. Sie hat nämlich etwas erlebt, das überhaupt nicht in die Beschaulichkeit ihrer Gegend hineinpasst. Der Schock war so groß, dass man sie zu einem Spezialisten nach London brachte. Jetzt ist sie angeblich geheilt, und Sie werden sich um sie kümmern. Man hat Tonbandprotokolle ihrer Aussagen aufgenommen,

und Mrs. Featherhead sprach da von einigen seltsamen Dingen. Von einer Toten, die Geige spielte, einer Erde, die einen Menschen verschlungen hat, außerdem von Atlantis. Das sind die drei Dinge, die die Ärzte stutzig werden ließen. Aus diesem Grunde hat man mich auch informiert. Das kann natürlich Spinnerei sein, braucht es aber nicht. Deshalb werden Sie sich darum kümmern.«

»Sollen wir länger in Mullogh bleiben?« fragte Suko.

»Das überlasse ich Ihnen.« Sir James nahm einen Schluck von seinem Magenwasser. »Sie werden schon wissen, ob es seine Richtigkeit hat. Ich würde Ihnen nur raten, sich den Friedhof von Mullogh einmal genauer anzusehen, wenn es möglich ist.«

»Mit der Witwe zusammen?«

»Natürlich.«

»Okay, wir werden fahren«, sagte ich. »Wenn Sie mir die Adresse noch geben?«

»Ja.«

Die Witwe lag im St. Mary Abbots Hospital. Das war in Kensington, ziemlich weit weg.

»Sollen wir von dort aus weiterfahren, Sir, oder wollen Sie noch selbst mit der Dame reden?«

»Nein, Sie können dann nach Mullogh reisen.«

Das war deutlich genug. Wir standen auf und verließen das Büro unseres Chefs. Glenda erwartete uns mit frischem Kaffee. »Ihr seht so glücklich aus«, sagte sie. »Keine Akten?«

»Nein.«

»Aber Zeit für einen Kaffee?«

»Immer«, sagte ich.

Glenda schaute Suko an. »Leider habe ich keinen Tee für dich. Ist das schlimm?«

Suko winkte ab. »Ich bin Schlimmeres gewohnt.«

Wir blieben im Vorzimmer, tranken Glendas Kaffee und berichteten

von unserem neuen Auftrag.

»Dann werde ich euch wohl einige Tage nicht sehen.«

Ich grinste sie über den Rand der Tasse an. »Tut es dir leid?«

»Nein.«

»Die lügt, ohne rot zu werden«, sagte Suko.

Glenda holte tief Luft. »Wie kannst du so etwas behaupten? Was meinst du, wie viel ich hier zu tun habe?«

»Soviel, dass wir dich nicht stören wollen«, erwiderte mein Freund und holte seine Jacke.

Inzwischen verabschiedete sich Glenda von mir. Sie trat dicht an mich heran, ich spürte ihren Körper und wäre, verdammt noch mal, lieber mit ihr woanders hingefahren.

Die Berührung ihrer Lippen zuckte wie ein elektrischer Schlag durch mein Inneres, und irgend jemand im Hintergrund sagte etwas von Dienst ist Dienst und so weiter.

»Immer du als Störenfried«, beschwerte ich mich und ließ Glenda Perkins los.

»That's life.« Suko deutete auf meine linke Wange. »Wisch dir mal an der Stelle den Lippenstift ab.«

Glenda wurde rot und schob die Schuld auf mich. »Sorry, aber du warst ein wenig heftig, John.«

»Das habe ich nun mal so an mir.« Ich wischte die Spuren weg, sah Sukos breites Grinsen und gab ihm einen leichten Schlag in die Hüfte.

»Los, Alter, wir stiefeln ab.«

Das taten wir auch.

Im Bentley säuberte ich die letzten Spuren des Lippenstifts. Dabei schaute ich in den Innenspiegel. Suko begann zu lachen. »Wenn man erzählt, was ein Geisterjäger alles macht, bevor er zum Dienst fährt, da würden andere die Hände über dem Kopf zusammenschlagen.«

»Du vergisst, dass mein Dienst schon begonnen hat.«

»Mit Lippenstift.«

In den nächsten zwanzig Minuten strafte ich meinen Partner mit Verachtung. Zudem musste ich auf den Verkehr achten, der besonders am Montag sehr dicht durch London rollte. Wir fuhren fast Stoßstange an Stoßstange, und es wurde erst besser auf der breiten Kensington Road, die am Süden des Hyde Parks entlang führt.

»Weißt du genau, wo das Hospital liegt?« fragte mich Suko. Ich nickte.

»Dann kann ich ja etwas die Augen zumachen.«

»Meinetwegen.«

Wenig später ärgerte ich ihn, als ich stark bremste. Suko wurde in seinem Gurt nach vorne geschleudert und schaute sich verwirrt um.

»Bist du irgendwo gegen gefahren?«

»Nein, aber wir sind da.«

Das St. Mary Abbot Hospital war ein sehr großer Komplex, der aus zahlreichen Häusern bestand. Er lag eingebettet inmitten einer Parklandschaft und war von drei Straßen aus zu erreichen. Wir fuhren auf einen großen, baumbestandenen Innenhof, wo auch die Parkplätze lagen und wir unseren Wagen abstellen konnten.

An der Anmeldung bedeutete man uns, einen Augenblick zu warten. Aus dem Augenblick wurden fast zehn Minuten, bis eine resolut aussehende Oberschwester erschien, ihren Adlerblick anknipste und den großen Busen mit der weißen Schürze darüber vorstreckte.

»Sie möchten also Mrs. Featherhead abholen«, stellte sie fest.

»Sehr richtig«, erwiderte ich und zeigte meinen Ausweis.

»Dann kommen Sie mal mit.«

Wir gingen zu einer der Aufzugtüren. Ich fragte die Schwester, ob es etwas Besonderes mit Mrs. Featherhead gegeben hätte.

»Wie meinen Sie das?«

»War sie anders als die normalen Kranken?«

»Ja, sie war seelisch krank und redete sehr viel von Dingen, die für

mich unverständlich sind. Untersuchungen haben festgestellt, dass sie im Prinzip normal ist, deshalb auch die schnelle Entlassung. Sie muss ein schlimmes Erlebnis gehabt haben.«

Ich nickte.

In die zweite Etage mussten wir. Die Patientin fanden wir nicht in einem Krankenzimmer, sondern im Warteraum. Sie drehte sich um, als wir das weißgestrichene Zimmer betraten.

Im ersten Augenblick glaubte ich, Sarah Goldwyn gegenüberzustehen. Bei näherer Betrachtung allerdings verwarf ich diesen Gedanken wieder. Mrs. Featherhead trug keine Ketten um den Hals, ihr Gesicht war auch anders. Schärfer geschnitten, und die Augen blickten wesentlich misstrauischer. Der Klang der Stimme hörte sich leicht giftig an, als sie uns begrüßte. »Sie sind also die beiden Polizisten, die mich nach Mullogh schaffen sollen?«

»In der Tat, Mrs. Featherhead.«

»Und dann?«

»Werden wir sehen.«

Wir sagten unsere Namen. Auf Suko ruhte ihr Blick ein wenig länger.

»Ich merke, Scotland Yard wird allmählich international. Kein Wunder, unsere Leute wollen ja nicht mehr arbeiten.«

Ich musste mir ein Grinsen verbeißen. So hatte noch niemand die Anwesenheit meines Freundes Suko beim Yard kommentiert.

»Ich werde mich bemühen, Sie nicht zu enttäuschen«, sagte der Inspektor, wobei er höflich lächelte.

Sie winkte ab. »Mit Polizisten habe ich in letzter Zeit meine Erfahrungen gesammelt, und nicht allein gute.«

»Vielleicht ändern Sie diese Meinung.« Suko ging vor und griff die Tasche der Frau, die sich von der Oberschwester verabschiedete.

»So, Sie alter Drachen«, sagte sie tatsächlich. »Da haben wir beide uns ja lange genug geärgert. Ich hoffe, Sie besuchen mich mal in

Mullogh.«

»Das werde ich.«

»Wir können«, sagte Mrs. Featherhead zu mir gewandt. »Je schneller, um so besser.«

Diese Frau machte mir überhaupt nicht den Eindruck einer Kranken. Sie war ziemlich resolut, und ich glaubte fest daran, dass sie sich nicht getäuscht hatte und keine Spinnerin war. Wir würden sehen. Im Wagen verstauten wir unser Gepäck. Ich fuhr, Suko saß neben mir, und Mrs. Featherhead hatte auf dem Rücksitz ihren Platz gefunden, wobei sie noch etwas über den Wagen sagte, was ich nicht verstand. Den Weg hatte ich mir zuvor gemerkt. Wir würden zunächst in Richtung Brighton fahren und dann nach Osten abbiegen.

Noch in London begann sie zu erzählen. Ihr Bericht hörte sich an wie ein fantastisches Märchen, doch sie erzählte so plastisch und sicher, dass sie uns mit ihren Worten vom Wahrheitsgehalt der Erlebnisse überzeugte. Nein, die Frau war keine Spinnerin. Und mit dem Erbe von Atlantis hatten wir schon des Öfteren zu tun gehabt. Wir wussten, dass es diesen Kontinent gegeben hatte. Und nicht nur das. Es gab auch ein Erbe. Nicht zuletzt Kara und Myxin vertraten dies, auch der Eiserne Engel, einer der schillerndsten Figuren des versunkenen Kontinents.

»Sie kannten Julia Landers zu Lebzeiten?« stellte ich eine Frage.

»Ja, sie wohnte im Ort.«

»Und?«

»Wie meinen Sie das?«

»Hatten Sie Kontakt mit ihr?«

»Das nicht. Ich war nicht verwandt, auch nicht großartig bekannt. Uns trennten altersmäßige Welten. Außerdem war sie ein seltsames Mädchen. In den letzten Jahren sehr krank. Daran ist sie schließlich gestorben.«

»Woran?« fragte Suko.

»An ihrer Gemütsverfassung.«

»Kein körperliches Leiden?«

»Nein, das nicht. Sie siechte dahin. Niemand konnte ihr helfen. Weder ihre Mutter, bei der sie wohnte, noch die Ärzte. Sie lag im Bett und starb. Das war es.«

»Lebte der Vater nicht mehr?« fragte Suko.

»Er starb und war ein seltsamer Mensch gewesen. Mrs. Landers sprach nie darüber.«

»Hatte Julia Freunde?«

»Ich weiß es nicht, Inspektor.«

»Aber sie spielte Geige?«

»Ja, das war ihr Hobby. Wenn man abends an der Wohnung vorbeiging, konnte man ihr Spiel hören. Sobald das Wetter es zuließ, saß sie am offenen Fenster und geigte. Sie trug immer nur weiße, lange Kleider. Das war richtig unheimlich.«

Konnten wir uns vorstellen. »Spielte sie den immer allein?«

»Natürlich.«

Suko lachte. »So natürlich ist das nicht. Sehr oft gehen junge Menschen zum Unterricht.«

»Julia nicht. Sie war ein Naturtalent. Sie konnte es einfach.«

Ich mischte mich wieder ein. »Hatte sie eine Vorliebe für einen bestimmten Komponisten?«

»Nein.«

»Sie spielte also, was kam.«

»Auch nicht. Sie zauberte Melodien und Töne auf ihrer Geige, die noch niemand gehört hatte.«

Das wunderte uns. Auch als Mrs. Featherhead davon sprach, wie fremd die Melodien klangen. Dann redeten wir von ihrer Mutter und kamen schließlich auf den Friedhof zu sprechen. Die Frau blieb dabei, Julia gesehen zu haben.

Wir widersprachen nicht, was sie wiederum wunderte. »Dann

glauben Sie mir das?«

»Ja«, hörte sie meine Antwort.

»Wieso? Die anderen Polizisten haben mich ausgelacht. Sie wollten mich für verrückt erklären.«

»Wir beschäftigen uns eben mit diesen Dingen.«

»Da bin ich mal gespannt.«

»Das können Sie auch, Mrs. Featherhead«, sagte Suko. »Aber etwas anderes. Wie war das mit dem Polizisten.«

»Das hat mich so schockiert...« Mrs. Featherhead begann zu erzählen, wie der Polizist gestorben war. »Es war grauenvoll, glauben Sie mir. Die Erde öffnete sich, ein schleimiger Arm erschien, packte den Mann und zog ihn in den Spalt. Furchtbar.«

»Er ist nie wieder aufgetaucht?«

»Nein.«

»Und was haben Sie den Kollegen berichtet?« fragte ich weiter.

»Das, was ich Ihnen auch erzählte. Sie glaubten mir nicht. Ich hatte das Gefühl, als hielten sie mich für die Mörderin des armen Glenn Rotter. Das werde ich den Leuten nie verzeihen.«

»Was hätten sie sonst machen sollen?« Ich nahm die Kollegen in Schutz. »Sie waren die einzige Zeugin.«

»Aber ich bringe doch keine Menschen um.« Der Satz klang sehr entrüstet.

»Und es hat keine weiteren Zeugen gegeben?« erkundigte sich Suko. »Ich meine Menschen, die das Spiel des toten Mädchens gehört haben.«

»Keine.«

Wir hatten London längst verlassen und fuhren durch eine flache Landschaft, die wegen des schlechten Wetters viel von ihrem Reiz verloren hatte. Der Himmel zeigte eine graue Farbe. Aus den Wolken rieselte dünner Sprühregen, der sich wie ein Film auf die Scheibe setzte und einen Schmier hinterließ, wenn die Wischblätter über ihn

führen. Ich spülte ein paar Mal nach, so dass die Scheibe freier wurde. Mrs. Featherhead berichtete davon, dass sie gespannt war, wie man sie in Mullogh aufnehmen würde. »Die Leute haben mich gemieden, als hätte ich die Pest gehabt«, erklärte sie.

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte ich.

»Wohnen Sie allein?« wollte Suko wissen.

»Ja, ich habe ein kleines Haus geerbt.«

»Und die Landers?«

»Lebten ebenfalls in einem Haus. Es gehört auch ihnen. Sie stammen schließlich aus dem Ort.«

»Ist Julias Vater normal gestorben oder war sein Tod von merkwürdigen Umständen begleitet?«

»Normal. Er bekam einen Herzschlag.«

»Was war er von Beruf?«

»Steinmetz. Er stellte Grabsteine her.«

Das war zwar ein völlig normaler Beruf, sah ich ihn jedoch in Verbindung mit den Vorfällen, musste ich einige Abstriche machen. Schon jetzt hatte ich das Gefühl, in der Vergangenheit des Mädchens nachwühlen zu müssen, und ich wollte auch ihr Grab öffnen lassen. War der Sarg leer, wusste ich Bescheid. Sie hatte den Polizisten gewarnt. Er sollte keine Tote berühren. Mal schauen, ob sie das tatsächlich war. Der Regen hielt sich. Und auch als wir in Richtung Osten fuhren, weinten die Wolken ihren feinen Sprüh.

Mullogh lag in einem kleinen Tal. Es war von sanften Hängen umgeben, auf denen das Gras wie ein Teppich wuchs und herrliche Weiden abgab. Dunkel erschien uns der ferne Saum eines Waldes. Einige Bäche durchflossen die Felder und Wiesen, zweimal fuhren wir über eine Steinbrücke, und wir sahen auch große Kornfelder, wobei sich die Bauernhöfe und Gebäude wie Scherenschnitte vor den Kornfeldern abhoben.

»Noch drei Meilen, dann sind wir da«, erklärte sie. »Liegt hier in

der Nähe nicht auch Stonehenge?« fragte Suko plötzlich.

»Ja.«

»Meinst du, es hätte eine Bedeutung für die Vorfälle?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Ich will nichts beschwören, möglich ist alles.«

Da gab ich meinem Partner recht. Schon die ganze Zeit über hatte ich nachgedacht, was das Auftauchen der Toten wohl zu bedeuten hatte. Es geschah nichts ohne Motiv, wobei für mich die Erwähnung des alten Kontinents Atlantis am entscheidendsten war.

Atlantis, Julia Landers und der alte Friedhof. Wo bestand da die genaue Verbindung? Wir würden es vielleicht herausfinden, wenn wir mit der Mutter der Toten sprachen.

Sehr bald erreichten wir unser Ziel. Mullogh war ein hübscher kleiner Ort mit schmucken Häusern, sauberen Straßen und sehr gepflegten Gärten. Man sah es dem Ort an, dass es den hier wohnenden Menschen Spaß machte, ihre eigene kleine Umwelt noch in Ordnung zu halten. Industrie gab es nicht. Wovon die Leute lebten, war mir ein Rätsel, dessen Auflösung mich im Moment nicht interessierte, da andere Probleme viel wichtiger waren.

Eine Kirche sahen wir, einen Marktplatz, wenig Verkehr, auch kaum Menschen auf der Straße. Das Wetter hielt die Bewohner ab. Nass glänzte das Laub der Bäume. Das frische Maigrün hatte durch die Nässe einen dunkleren Farbton bekommen.

»Wo müssen wir hin?« fragte ich, als wir eine Kreuzung erreichten.

»Fahren Sie noch geradeaus, Mr. Sinclair.« Die Witwe hatte sich vorgebeugt. Sie deutete zwischen Suko und meiner Schulter nach vorn.

»Die nächste Straße links dann.«

»Okay.«

Nach einer halben Minute standen wir vor Mrs. Featherheads Haus. Es war aus hellroten Ziegelsteinen erbaut, besaß einen hübschen

Vorgarten, und an der Mauer rankte Efeu in die Höhe.

»Wollen Sie noch mit hineinkommen?« fragte Mrs. Featherhead, als wir vor der offenen Kofferraumklappe standen und ich ihre Tasche hervornahm.

»Nein, später vielleicht. Wenn Sie uns noch sagen könnten, wo die Landers wohnen?« Sie erklärte es uns.

So tot wie angenommen war Mullogh doch nicht. Hinter den Fensterscheiben entdeckten wir zahlreiche Gesichter, die unsere Ankunft beobachteten. Die Leute schauten.

Ich war sicher, dass sich die Nachricht blitzschnell herumsprechen würde, aber niemand traute sich aus dem Haus.

Auch der Witwe war dies nicht verborgen geblieben. »Jetzt zerreißen sie sich die Mäuler«, sagte sie.

»Ist das so ungewöhnlich?« fragte Suko.

»Eigentlich nicht«, erwiderte Mrs. Featherhead ehrlich.

Vor der Haustür verabschiedeten wir uns. Die Witwe lud uns auch ein, bei ihr zu wohnen. Wir stimmten weder zu, noch lehnten wir ab, sondern wollten sehen, was die Situation ergab.

Als sich die Haustür hinter der Frau geschlossen hatte, gingen wir wieder zu unserem Wagen. »Was hältst du von ihr?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Wenn sich ihre Angaben bestätigen, steht uns noch einiges bevor.«

»Das glaube ich auch.«

Zunächst einmal war ich gespannt auf eine gewisse Mrs. Helen Landers. Julius Mutter...

Hellblaue Augen schauten uns misstrauisch an. Die Lippen waren zusammengekniffen, über das blonde Haar hatte die Frau ein Kopftuch gebunden, und sie stand so in der Tür, dass sie uns den direkten Weg in das Haus versperrte. Wir hatten uns ausgewiesen, was Helen Landers nickend zur Kenntnis nahm und sie jetzt fragte,

was wir wollten.

»Mit Ihnen reden.«

»Das haben die Polizisten schon getan.« Sie wischte ihre Hände an der bunten Schürze ab. Ich bemerkte, dass ihre Finger zitterten. Helen Landers war nervös.

»Sicher«, erwiderte ich lächelnd. »Nur kommen wir von Scotland Yard. Da Ihre Tochter der Mittelpunkt des Geschehens ist...«

»Julia ist tot, und sie bleibt tot«, erwiderte sie böse.

»Das bestreitet niemand, Mrs. Landers. Dürfen wir trotzdem hereinkommen, wenn es recht ist?«

Sie atmete tief ein, schaute an uns vorbei in den Sprühregen und nickte schließlich. »Ja, kommen Sie.« Mehr widerwillig gab sie die Tür frei. Wir betraten einen Flur, der ziemlich breit war. Eine Holztreppe führte in die obere Etage, während es links zum Wohnraum ging, in dem auch die Küche integriert war.

Auf einer dunkelbraunen Couch nahmen wir Platz. Ich konnte in den Garten schauen, wo Obstbäume standen und auf dem Rasen Blütenblätter lagen. Sie sahen aus wie frisch gefallener Schnee. Mrs. Landers setzte sich uns gegenüber. Auf ungefähr 40 Jahre schätzte ich die Frau, die einen verbitterten Eindruck machte.

»Was wollen Sie?«

»Über Ihre Tochter reden.«

Sie hob die Schultern. »Wie ich Ihnen schon sagte, Julia ist tot. Und Tote soll man ruhen lassen.«

Ich stimmte ihr nickend zu. »In der Regel habe ich nichts dagegen, bei Julia ist es jedoch etwas anderes.«

»Wieso?«

»Sie ist wieder gesehen worden.«

Ihr Lachen klang schrill. »Glauben Sie den Worten der alten Klatschbase?«

»Wir wollen Ihre Aussage ebenfalls haben, Mrs. Landers.«

»Da gibt es nichts zu sagen. Julia ist gestorben. Sie kam in einen Sarg und wurde begraben.«

»Und es gab nichts Ungewöhnliches?« fragte Suko.

»Ja, schon. Sie nahm ihre Geige mit, die sie geliebt hatte. Kurz vor ihrem Tod bat sie mich darum.«

»Hat sie sonst noch etwas gesagt?«

»Wie meinen Sie?«

»Sprach Julia vor dem Tod noch Sätze, über die Sie sich gewundert haben, Mrs. Landers?«

Die Frau schien Vertrauen zu uns gefasst zu haben. Ihr Blick war längst nicht mehr so abweisend und misstrauisch wie zu Beginn unseres Besuchs. »Na ja«, gab sie zu. »Ein wenig seltsam war es schon. Sie sagte: ich kehre heim zu ihnen.«

»Zu wem?«

»Ich habe nicht nachgefragt.«

»Wie lief denn ihr Leben ab?«

Wir erfuhren mehr über ein ruhiges, bescheidenes und stilles Mädchen, das mit seinem Vater oft auf dem Friedhof gewesen war. Sie hatte sich zu diesem Gelände immer hingezogen gefühlt. Es war wie eine Heimat für sie geworden. Eine Tatsache, die ihre Mutter heute noch nicht begreifen konnte.

»Besäß Julia Freundinnen?« fragte ich zwischen.

»Kaum.«

»Also keine.« Mrs. Landers nickte.

»Was waren denn ihre Hobbys?« fragte Suko.

»Sie hat viel gelesen. Meist Bücher über versunkene Kulturen. Sie sagte immer zu mir: ›Mummy, ich habe das Gefühl, dort schon einmal gewesen zu sein. Wenn ich das lese, kann ich es mir so richtig vorstellen, als wäre ich selbst dazwischen.«

»Und wie reagierten Sie?«

»Ich fragte sie, als was sie gelebt hätte.« Mrs. Landers hob die

Schultern. »Die Antwort war stets seltsam. Julia hat angeblich schon in ihrem ersten Leben Geige gespielt. Und zwar bei Beerdigungen und Toten-Prozessionen. Da sie so davon überzeugt gewesen war, bereits gelebt zu haben, muss sie diese Begabung in ihr zweites Leben mit hinübergenommen haben.«

»Sie glauben also, dass Julia schon einmal existiert hat.«

»Inzwischen ja.«

Mich drückte schon lange eine Frage, die ich nun stellte. »Hätten Sie etwas dagegen, wenn wir Julias Grab öffnen lassen, Mrs. Landers?«

Die Frau vor mir erschrak heftig. Das Blut wich aus ihrem Gesicht. Spontan schüttelte sie den Kopf. »Das kann ich nicht zulassen, Mr. Sinclair. Es wäre ja fast ein Verbrechen. Julia ist tot.«

»Davon wollen wir uns eben überzeugen!«

»Meinen Sie denn, der Sarg wäre leer?«

»So ungefähr.«

Sie schluckte ein paar Mal und verknotete ihre Hände ineinander. »Ich habe doch selbst gesehen, wie sie eingesargt wurde.«

»Und Mrs. Featherhead sah Ihre Tochter auf einem Grabstein sitzen und Geige spielen«, bemerkte Suko und fuhr fort: »Die Witwe wurde von einem Polizisten begleitet, der seit dieser Nacht verschwunden ist. Die Erde auf dem Friedhof hat ihn verschlungen.«

Helen Landers schüttelte den Kopf. »Das ist nicht zu verstehen. Wirklich nicht. Es tut mir leid, doch ich...«

»Überlegen Sie es sich, Mrs. Landers. Wir werden heute noch zu Ihnen kommen und Sie auf dieses Thema ansprechen.«

»Ich bleibe bei meinem Entschluss.«

»Mal schauen.« Ich drückte mich in die Höhe. Auch Suko erhob sich. Wir beide wollten uns von Mrs. Landers verabschieden, als wir aus dem oberen Räumen ein Geräusch vernahmen.

Es war das Spiel einer Geige!

Helen Landers wurde leichenblass. Auch uns wich das Blut aus den Gesichtern. Für Suko und mich gab es nur eine Erklärung. Diejenige Person, die dort Geige spielte, musste Julia sein.

»Sie ist doch tot«, hauchte Helen, die den gleichen Gedankengang wie wir gehabt hatte und auf deren Gesicht sich allmählich eine Gänsehaut abmalte. »Das kann sie nicht sein.«

»Wir werden nachschauen«, sagte der Chineser. »Befand sich ihr Zimmer in der ersten Etage?«

»Ja.«

Suko und ich überstürzten nichts. Leise verließen wir den Raum, betraten den Flur und schauten auf die nach oben führende Holztreppe. Die Stufen waren hell gebeizt, und als wir sie hintereinander hochgingen, hielten wir uns an ihrem äußersten rechten Rand.

Suko hatte die Spitze übernommen. Helen Landers ging hinter mir. Ich hörte sie heftig atmen.

Die Frau hatte Angst, was für mich wiederum sehr verständlich war. Dieses Geigenspiel zu hören, war wirklich mehr als ungewöhnlich, wenn nicht unheimlich.

Mir fielen wieder die Worte der Witwe Featherhead ein. Die Frau hatte von einem ungewöhnlichen Geigenspiel gesprochen. Das erlebten wir in diesem Augenblick. Es waren keine Melodien, die uns da entgegenwehten, sondern Töne voller Disharmonie. Sehr schrill, manchmal wie Schreie klingend, dann wieder leise und schluchzend. Hin und wieder hörte es sich an, als würde der Bogen nicht über die Saiten, sondern auf Holz kratzen. Diese für uns ungewohnten Klänge schmerzten in den Ohren.

Am Ende der Treppe blieb ich stehen und schaute auf Mrs. Landers.

»Sagen Sie, hat Julia immer so seltsam gespielt?«

Sie nickte nur. In ihren Augen sah ich das Schimmern der Tränen. Ich konnte mir vorstellen, was diese Frau mitmachte und fasste

beruhigend nach ihrem Arm.

»Komm, wir gehen weiter«, wisperte Suko. Der Inspektor war ebenso neugierig wie ich.

Ein schmaler Flur nahm uns auf. Die Musik kam von links. Dort befanden sich auch zwei Türen. Eine davon war geschlossen. Helen Landers deutete auf sie. »Dahinter liegt ihr Zimmer.« Sie ging an uns vorbei und blieb direkt vor der Tür stehen. Ihr Gesicht war angespannt, die Augen weit geöffnet. Nur wenig Licht fiel in den Flur, so dass wir mehr im Schatten standen. »Darf ich zuerst das Zimmer betreten?« hauchte sie.

»Bitte.«

Sie berührte die Klinke und drückte sie behutsam nach unten. Die Lippen hatte sie fest zusammen gepresst, so dass sie in der Haut kaum auffielen. Sehr langsam öffnete sie, drückte mit dem Ellbogen gegen die Tür, die fast lautlos nach innen schwang, jedenfalls hörten wir nichts, weil die Klänge der Geige alles übertönten.

Bis zur Hälfte schob die Frau die Tür auf. Ich sah, wie sie förmlich erstarrte. Auch Suko bemerkte es. Er war schnell bei ihr und hielt sie fest.

Ich bekam Platz genug, um den Raum betreten zu können. Dabei traute auch ich mich nicht weiter als bis auf die Schwelle, denn all das, das wir bisher nur angenommen hatten, bekamen wir bestätigt. Auf einem Stuhl neben dem Fenster saß eine Tote und spielte Geige!

Sie hatte uns nicht bemerkt. Versunken war sie in ihr Spiel, schaute schräg aus dem Fenster, und ich musste an die Beschreibung denken, die mir Mrs. Featherhead gegeben hatte.

Sie stimmte mit der des spielenden Mädchens überein! Ein weißes Kleid trug Julia. Ihr blondes Haar war zu Locken gedreht und fiel bis auf die schmalen Schultern. Sehr blass war das Gesicht. Sie schaute nicht zur Tür, sondern schräg durch die Scheibe nach draußen. Dabei bewegte sie den Bogen wie selbstvergessen. Er streichelte die

Saiten und entlockte ihnen die schrillen, sehr seltsamen, oft schmerzenden Klänge, die mein Trommelfell zum Vibrieren brachten.

Ich hielt den Atem an. Auch Suko und Julias Mutter sagten kein Wort. Sie schauten auf das Mädchen, das da saß, als wäre nichts geschehen. Sie wirkte wie eine Lebende. Nur ihre Haut war seltsam dünn und auch durchscheinend.

Nein, das war keine normale Person, das musste eine Tote sein, denn ich sah auch nicht, dass sie atmete.

Ein weiblicher Zombie, der Geige spielte. Oder?

Rechts neben mir vernahm ich trotz der schrillen Geigenklänge das scharfe Atmen. Ausgestoßen hatte es Mrs. Landers. Ich ahnte, dass sie etwas vorhatte, was mir überhaupt nicht gefiel, und Suko reagierte schneller.

Bevor sie schreien konnte, legte er ihr eine Hand auf den Mund und erstickte den Laut.

Ich warf meinem Partner einen Blick zu. Der Inspektor nickte mir zu. Er würde dafür sorgen, dass Mrs. Landers nicht durchdrehte. So konnte ich mich um Julia kümmern.

Ich bewegte mich auf sie zu.

Sehr vorsichtig ging ich, auch möglichst lautlos und dabei auf Zehenspitzen. Jedes Geräusch wollte ich vermeiden. Sie sollte mich erst wahrnehmen, wenn ich vor ihr stand.

Die Hälfte der Distanz hatte ich überwunden, als Julia Landers den Bogen in die Höhe hob. Abrupt stoppte ihr Spiel!

Auch ich blieb stehen und empfand die plötzliche Stille fast noch schlimmer als das Spiel der Geige. Julia hatte sich nicht bewegt. Sie blieb steif sitzen. Nach einigen Sekunden der Ruhe sanken ihre Hände nach unten.

Mit ihnen Geige und Bogen. Langsam drehte sie den Kopf, schaute mich an, und ich hatte das Gefühl, von einem gläsernen Blick

getroffen zu werden. Menschliches hatte er meiner Ansicht nicht an sich. Sie sah, ihr Mund zuckte, und sie flüsterte mir die Worte zu, die sie auch dem Polizisten gesagt haben musste.

»Berühre keine Tote, Fremder!«

Es war ein Satz, der mir Unbehagen einflößte. Ich schüttelte mich sogar, aber ich wollte nicht gehorchen, sondern ging weiterhin auf sie zu. Dabei streckte ich schon die Hand aus.

»Nein!« hauchte sie. »Nicht...«

Einen halben Schritt von ihr entfernt, blieb ich stehen. »Wer bist du?« fragte ich.

»Ich bin Sarina.«

Mit dieser Antwort hatte ich nicht gerechnet. »Aber du bist Julia Landers.«

»Nein, Sarina.«

»Wieso?«

»Man hat mich so genannt.«

»Mrs. Landers, nicht«, hörte ich Suko flüstern.

»Doch, Doch!« schluchzte die Frau. »Ich muss mit ihr sprechen. Du bist Julia, meine Tochter.«

»Nein, ich bin Sarina.«

Es war eine Antwort, die Helen Landers einen Teil ihrer Kraft raubte. Sie schluchzte und wollte sich aus Sukos Griff befreien, weil sie einfach mit ihrer Tochter reden musste.

Mein Partner hielt sie fest. Es war am besten. Wir wussten nicht, wie Julia als Fremde reagieren würde.

Suko ahnte, was ich vorhatte. Ich wollte mehr aus diesem seltsamen Mädchen herausbekommen. Vor allen Dingen etwas über Sarina. Vielleicht hatte sie so einmal geheißen. In einem anderen Leben, in einem anderen Land, in einer fernen Zeit.

Möglicherweise in Atlantis...

Es wäre fantastisch gewesen, aber auch gefährlich, da brauchte ich

nur an den verschwundenen Polizisten zu denken.

»Weshalb spielst du auf deiner Geige, Sarina?« fragte ich sie. »Du musst doch einen Grund haben.«

»Ich hole sie...«

»Wen?«

»Die Vergessenen. Wenn sie meine Musik hören, werden sie kommen und die alten Zeiten heraufbeschwören. Sie waren verflucht, sie wurden nicht mehr geachtet, doch ich liebte sie. Deshalb hole ich sie zurück. Niemand kann daran etwas ändern.«

Suko und ich schauten uns an. Wir wussten nicht, wovon Julia sprach. Ich sah, dass mein Partner Helen Helen Landers fest umklammert hielt. Sie wand und drehte sich in dem Griff, wollte ihn sprengen. Ihr Gesicht war mit Schweiß bedeckt.

»Verdammt, lassen Sie mich zu ihr! Ich muss zu meiner Tochter. Sie ist keine andere. Es ist Julia. Meine Tochter Julia, ich will zu ihr. Lass mich.«

Ich schüttelte den Kopf. Suko nickte. Wir wussten selbst, was wir zu tun hatten. Besonders ich.

Julia/Sarina hatte mich zwar gewarnt, doch daran wollte ich mich nicht halten. Ich streckte meinen Arm aus, spürte plötzlich das seltsame Kribbeln, das über meine Hand lief und erst oben an der Schulter endete. Gleichzeitig wandte mir Julia ihr Gesicht zu.

»Keine Tote!« hauchte sie. »Du darfst keine Tote berühren...« Während dieser Worte wurde sie ebenfalls zu einem Hauch. Auf einmal konnte ich durch ihren Körper blicken und sah auf die Wand hinter ihr und natürlich auf das Fenster. Vor unseren Augen verschwand Julia Landers in eine andere, für uns nicht sichtbare Welt.

»Juliaaaa...!« Helen Landers war verzweifelt. Sie brüllte den Namen ihrer Tochter.

Suko konnte sie einfach nicht mehr halten. An mir vorbei stürmte

Helen und riss das Fenster auf. Sie blickte in den Garten, öffnete abermals den Mund und schrie den Namen ihrer Tochter in den grauen regnerischen Tag hinaus.

Das Echo ihrer Stimme verwehte über den Gärten und den Dächern der anderen Häuser. Eine Antwort bekamen wir alle drei nicht. Helen Landers war fertig. Sie lag über der Fensterbank, der Oberkörper schaute nach draußen, während sich ihr Unterkörper noch innerhalb des Zimmers befand und sie die Füße fest auf den Boden gestemmt hatte. Ein paar Mal schluchzte sie auf. Ich zog sie behutsam wieder zurück, drehte sie, wobei ich in ihr nasses Gesicht schaute. Diese Nässe rührte nicht allein vom rieselnden Sprühregen her. Es waren auch die Spuren der vergossenen Tränen.

Ich drückte sie auf einen Stuhl. Wie eine Puppe saß sie da, schaute mich an, sah mich trotzdem nicht, und ihre Lippen bewegten sich, ohne dass ein Wort aus ihrem Mund drang.

Dann hörten wir es wieder.

Die disharmonischen Melodien gelangten aus dem Unsichtbaren zu uns. Auch ich konnte mich gegen den Schauer nicht wehren, der über meinen Rücken lief. Es war unheimlich, dieses ferne Geigenspiel zu hören, und ich schaute Suko an, dem es ähnlich erging wie mir.

»Sie ist noch da!« hauchte mein Partner.

Ja, sie war noch da, wenn auch nicht sichtbar. Aber wir erlebten die Folge des Spiels. Es begann mit einem Knistern. Sofort schauten wir in die Richtung und sahen, dass sich die Poster wellten, dann rissen, um schließlich von der Wand zu fallen. Dafür entdeckten wir die nackte Tapete.

Und noch mehr, denn die Wand hatte plötzlich Risse bekommen. Zunächst fadendick, danach immer größer werdend, so dass sie breit wie eine Hand wurden und etwas Schreckliches entließen. Rote, schleimige Monstren. Fadenarme, die wie Tentakel in das Zimmer

peitschten.

»John, Vorsicht!« Suko hatte geschrien und Mrs. Landers an sich gerissen.

Dem ersten Tentakel wich ich aus, der zweite aber bekam mich zu packen und wickelte sich wie eine Schnur um meinen Körper...

Mrs. Featherhead schloss die Tür und lehnte sich aufatmend mit dem Rücken dagegen. Sie war wieder zu Hause, aber war es noch das Haus, das sie so liebte und in dem sie so lange gewohnt hatte? Äußerlich ja, doch im Innern spürte sie, dass sich etwas verändert hatte. Die Atmosphäre stimmte nicht mehr. Nicht allein der muffige Geruch - schließlich war lange nicht mehr gelüftet worden -, nein, da war noch etwas anderes, was sie störte.

Dabei konnte sie nicht sagen, was es genau war. Sie fühlte sich nur nicht mehr heimisch. Ihr kam es vor, als hätte jemand anderer von dem Haus Besitz ergriffen.

Beinahe traute sie sich nicht, den Wohnraum zu betreten. Als sie es dennoch tat, kam ihr selbst dieser Gang so fremd vor. Sie hatte die Tür aufgestoßen, blieb auf der Schwelle stehen und ließ den Blick über die alten Möbel gleiten.

Zwischen ihnen hatte sie sich immer wohlfühlt, doch heute mochte sie die Couch und die beiden Sessel nicht mehr. Auch sie wirkten so anders, so fremd. Für einen Moment presste sie die Augen zu und dachte daran, einen Traum zu erleben. Wenn sie die Augen öffnete, würde sie sich wahrscheinlich irgendwo im Krankenhaus befinden.

Das geschah nicht. Sie war da. In der Wohnung, im Haus, das ihr so ungemein fremd vorkam. Und dort wartete sie wie jemand, der nur zu Besuch gekommen war. Dann ging sie in die Küche.

Es waren nur ein paar Schritte. Auch in diesem Raum roch es so seltsam, wobei sie wieder das Gefühl bekam, jemand anderer hätte

von diesem Haus Besitz ergriffen.

Tief atmete sie durch. Sie schaute auf das Telefon und dachte darüber nach, bei den Landers anzurufen, um die beiden Polizisten von ihren Eindrücken zu informieren.

Sie ließ es bleiben, denn sie wollte sich nicht lächerlich machen. Die Beamten würden es nur für die Hirngespinnste einer alten Frau halten. Wenn sie wenigstens jemand gesehen hätte, aber so war die Ungewissheit am schlimmsten.

Clara Featherhead verließ die Küche und wandte sich der schmalen Treppe zu. Die Stufen waren mit einem Läufer belegt worden. Die dunkelgrüne Farbe stach vom Braun des Handlaufs ab. Die Tapeten an den Wänden zeigten einen Stich ins Gelbe. Ein Zeichen, dass sie gewechselt werden mussten. In der ersten Etage angekommen, war Mrs. Featherhead ein wenig außer Atem geraten. Sie betrat das Schlafzimmer, lehnte sich dort gegen die Wand und starrte ins Leere. Durch ihren Kopf schossen zahlreiche Gedanken, die sie nicht in richtige Bahnen lenken konnte, weil es ihr einfach nicht gelang, das zu begreifen, was in dem Haus lauerte.

Das Doppelbett war abgedeckt. Ein wenig Staub lag überall, ansonsten hatte keine fremde Hand irgend etwas berührt.

Sie betrat auch den nächsten Raum, in dem nur ein altes Sofa, ein Schrank und ein Tisch standen. Auch hier hatte sie das Gefühl, als wäre jemand bei ihr, den sie trotzdem nicht sah.

Wieder musste sie an Julia denken. Auf dem alten Friedhof hatte sie eine Tote entdeckt, die Geige spielte! Konnte es sein, dass sie damals einen Geist auf dem Grabstein hatte sitzen sehen, oder war es ein lebendes Wesen gewesen?

Wenn sie von einem Geist ausging, hatte der möglicherweise ihrem Haus auch einen Besuch abgestattet. Ja, so konnte es gewesen sein, deshalb diese Veränderung, die sie nur spürte oder fühlte und nicht sah. Nach wenigen Minuten hatte Clara Featherhead die erste Etage

inspiziert und begab sich wieder auf den Rückweg. Sehr langsam schritt sie dabei die Treppe hinab. Eine Hand ließ sie auf dem Geländer liegen. Die Stufen waren ziemlich steil und ihre Knochen nicht mehr die jüngsten.

Am Ende der Treppe angekommen, vernahm sie das Geräusch. Es war ein metallenes klingendes Knallen im Haus.

Mrs. Featherhead stand wie erstarrt im Flur. Ihre Lippen zitterten, sie dachte über das Geräusch näher nach und auch über seine Herkunft. Plötzlich wusste sie Bescheid! Im Keller war es entstanden. Von allein passierte so etwas nicht. Ihrer Ansicht nach musste sich dort jemand herumtreiben. Aber wer?

Sie holte tief Luft. Plötzlich verschwamm alles vor ihren Augen. Die Wohnung wurde zu einem Kreisel, in dem die Wände rasend schnell rotierten, zu farbigen Schleiern wurden, die einfach nicht mehr von allein weichen wollten.

Dass sie zur Seite und gegen die Wand fiel, spürte sie kaum. Dafür holte sie einige Male tief Luft, und sie merkte, wie es ihr besser ging. Der Angstschwindel war vorüber.

Sie sah wieder klar, doch die Tatsache des Geräuschs blieb. Aus schmalen Augen fixierte Mrs. Featherhead die Kellertür. Sie war hellgrün gestrichen, nicht verschlossen, und mit der Unterseite endete sie eine Fingerbreite über dem Boden, so dass es durch den Spalt ständig zog. Auch jetzt spürte die Frau den Luftzug an ihren Beinen. Wer lauerte im Keller? War es ein Fremder? Vielleicht ein Einbrecher, oder hatte es mit der gesamten Situation zu tun, in der sie sich eingebettet fühlte? Eine Lage, die ihr an die Nieren ging und die Brust zusammenpresste, als würde ein Reif auf ihr liegen. Die Witwe dachte darüber nach, ob sie es wagen sollte, in den Keller zu gehen. Wäre sie 30 Jahre jünger gewesen, hätte sie es vielleicht getan, aber sie war nicht mehr die Stärkste, und sie hatte Furcht, dass etwas passierte.

Ob Julia dort unten lauerte? Eine Tote, die darauf wartete, an Opfer zu kommen? Ihre Kehle wurde eng, als sie daran dachte. Das war schrecklich, unheimlich, und sie dachte an Flucht.

Bis sie die erneuten Geräusche hörte. Sie waren hinter der Tür aufgeklungen und hatten sich sehr seltsam angehört. Schritte waren es nicht, auch kein Tackern oder Hämmern, sondern eher ein Klatschen und Gleiten.

Obwohl Clara Featherhead Angst hatte, brachte sie es nicht fertig, ihr Haus zu verlassen. Sie stand im Flur und ließ die Kellertür keine Sekunde aus den Augen.

Jetzt waren die Geräusche schon lauter geworden. Ein Zeichen, dass sich der andere der Tür näherte.

»Wer bist du?« Clara erschrak über ihre eigene Stimme, als sie die Frage stellte. Sie kam ihr so zitternd, fremd und anders vor. Keine Antwort.

Dafür sah sie etwas anderes. Die Tür musste von der anderen Seite einen starken Druck bekommen haben, denn die Bohlen bogen sich der angststarrten Frau entgegen.

Es geschah wie in einer Zeitlupenszene. Noch hielt das Holz. Von Sekunde zu Sekunde bekam es mehr Druck. Erste Nägel bewegten sich, sie knirschten im Holz und platzten weg.

Auch die Bohlen. Wie durch eine Sprengung flogen sie Clara Featherhead entgegen. Die Angeln konnten die Tür nicht mehr halten, so dass sie aus dem Rahmen kippte und dicht vor der Frau zu Boden knallte.

Und dort blieb sie liegen.

Clara Featherhead hatte dafür keinen Blick. Sie interessierte vielmehr das Wesen, das auf der Schwelle stand.

Noch nie in ihrem Leben hatte sie so etwas Schreckliches gesehen. Es sah aus wie ein gewaltiger viereckiger Schleimklumpen, der die gesamte Türbreite einnahm.

Seine Farbe erinnerte die Frau an helles Blut. Sie dachte daran, dass etwas Ähnliches schon aus der Erdspalte am Friedhof gekrochen war und den Polizisten zu sich geholt hatte.

Claras Angst wurde grenzenlos. Den Mund hielt sie offen, denn der Schleimklumpen war eigentlich nicht das, das sie so sehr erschreckt hatte. Sein Inhalt war es.

Innerhalb des Schleims stand ein Mensch! Glenn Rotter!

Die alte Frau war vor Angst grau geworden. Sie stand dicht an einem Infarkt, das wusste sie, und sie wusste auch, dass dieses Monstrum, das einmal Glenn Rotter gewesen war, kam, um sie zu holen. In den Schleim zerren!

Die Angst konnte sie nicht mehr in Worte fassen. Sie hatte zwar den größten Teil des Lebens schon hinter sich, doch auf diese schreckliche Art und Weise wollte sie auch nicht sterben. Dabei zögerte sie zu lange, denn der andere schien ihre Gedanken erraten zu haben und bewegte sich so, dass er den Weg zur Tür versperrte.

Ihr blieb nur die Flucht nach hinten. Zurück in das Wohnzimmer und dort vielleicht durch das Fenster zu flüchten, obwohl ihre alten Knochen längst nicht mehr so gelenkig waren, dass sie es schaffen konnte. Mrs. Featherhead wich zurück. Dabei schlug sie einige Kreuzzeichen. Sie wusste, dass man sich so gegen das Böse wehren konnte, in diesem Fall klappte es nicht.

Das Monstrum war nicht aufzuhalten. Es ging weiter. Ein richtiges Gehen war es nicht, vielmehr wälzte es sich durch den engen Flur, ließ sich durch nichts aufhalten, und Clara erkannte, dass sich auch die Person innerhalb des Schleims fortbewegte. Sie setzte ihre Beine vor, wobei das Gesicht durch den sich bewegenden Schleim zu einer schrecklichen Grimasse wurde.

Das Blut hämmerte hinter Claras Schläfen. Im Gesicht war sie knallrot geworden, der Mund stand offen, nur drang kein Schrei über ihre Lippen. Mehr ein leises Ächzen.

Schritt für Schritt wich sie zurück. Die Hand hatte sie dabei ausgestreckt, und die Finger tauchten in die Türnische zum Wohnraum hinein. Sie spürte den Widerstand, senkte den Arm, fand die Klinke und drückte die Tür nach innen.

Dann hörte sie die Stimme. »Ich hole dich. Gorgos holt dich, er will dich...«

Gorgos! Trotz ihrer Angst hatte sie den Namen genau verstanden. Sie wusste nur nichts damit anzufangen. Noch nie hatte sie von den Großen Alten gehört, diesen Urdämonen, die im fernen Atlantis zahlreiche Diener gehabt hatten und von ihnen angebetet wurden.

Gorgos gehörte zu ihnen. Er war einer der sechs... Wie gesagt, davon ahnte und wusste die Frau nichts. Sie drückte sich mit der offenen Tür in das Zimmer und wollte den Ausgang wieder versperren, das Monstrum war schneller.

Als Clara Featherhead der Tür einen Stoß gegeben hatte, schwang sie zwar zu, aber sie fiel nicht ins Schloss, weil sie die schleimige Masse daran hinderte.

Es gab kein Entrinnen.

Die Frau war so nervös, dass sie sich selbst in ihrer eigenen Wohnung nicht mehr zurecht fand, über einen Stuhl stolperte, ihn umwarf, darüber hinwegsprang, gegen eine Tischkante stieß, einknickte und weiter zum Fenster eilte. Es war verschlossen!

In ihrem Innern zog sich noch mehr zusammen. Sie wusste, dass der alte Riegel rostig war und dass auch das Fenster klemmte, denn jedes Mal musste sie zweimal ziehen, um es aufzubekommen.

»Ich hole dich!«

Dumpf und kaum verständlich drang die Stimme des Polizisten Glenn Rotter aus dem Schleim hervor. Dieser Satz ließ die Bewegungen der Frau erstarren. Sie hatte den Arm bereits erhoben, die Hand lag schon auf dem Griff, doch sie brachte es einfach nicht fertig, das Fenster zu öffnen.

Der andere bannte sie!

Wie eine Woge walzte der Schleim näher. Er richtete sich vor der Frau auf, schien sich dabei zu strecken, um einen Augenblick später über sie niederzufallen.

Clara Featherhead sah keine Chance mehr. Sie hatte mit ihrem Leben abgeschlossen. Als letzten Eindruck würde sie den Schleimberg wahrnehmen, der fast ihr gesamtes Blickfeld ausfüllte. Aber nur fast. Denn plötzlich glaubte sie, eine Bewegung an der offenen Tür wahrgenommen zu haben.

Aus dem Glauben wurde Wissen! Unhörbar war jemand gekommen. Der Eiserne Engel!

Wo das dichte Grün der Wälder auch im heißesten Sommer die Strahlen der Sonne filterte, wo ein plätschernder kristallklarer Bach Kühlung brachte und sanfte, bewaldete Berghänge Deckung gaben, lag ein kleines Gebiet, das man als Refugium einer Magie bezeichnen konnte. Es war das Quadrat der flaming stones - der Flammenden Steine. Vier standen sich gegenüber, und bildeten innerhalb ihres Quadrats eine magische Zone, die besonders von den beiden Menschen benutzt wurde, die in einer nahen Blockhütte bei den Flammenden Steinen lebten.

Ob man sie als Menschen bezeichnen konnte, stand nicht fest. Jedenfalls besaßen sie ein menschliches Aussehen, doch ihre Namen hörten sich fremd an.

Kara, die Schöne aus dem Totenreich und Myxin!

Die Frau mit den langen blauschwarzen Haaren hatte schon einmal gelebt. Vor mehr als 10.000 Jahren, als das alte Atlantis noch existierte, in voller Blüte stand und dennoch dem Untergang geweiht war. Kara war die Tochter eines Weißen Magiers gewesen, der ihr, dem einzigen Kind, zwei Dinge vererbt hatte.

Das Schwert mit der goldenen Klinge und den Trank des

Vergessens. Das Schwert hatte sie behalten können, der Trank war verschwunden. Man hatte ihn ihr abgenommen. Er befand sich in den Händen eines übermächtigen Gegners.

Es war der Spuk!

Kara hatte sehr lange nach dem Trank gesucht, ihn aber nie gefunden und war auch des öfteren falschen Spuren nachgelaufen. Jetzt hatte sie es aufgeben und konzentrierte sich nur mehr auf das Schwert mit der goldenen Klinge.

Sie lebte zusammen mit Myxin, dem kleinen Magier. Einer Persönlichkeit, die wirklich mit dem Wort phänomenal zu umschreiben war. Auch er hatte schon im alten Atlantis existiert. Damals standen er und Kara auf verschiedenen Seiten, hatten sich bekämpft, denn Myxin gehörte auf dem inzwischen versunkenen Kontinent zu den Wesen, die der schwarzmagischen Seite dienten. Dabei hatte er nicht nur Gegner auf der Seite des Guten besessen, sondern auch in den eigenen Reihen. Myxin brauchte nur an den Schwarzen Tod zu denken, in dessen Fänge er geraten war, und der den kleinen Magier in einen 10.000-jährigen Schlaf versetzt hatte, aus dem ihn John Sinclair und Suko schließlich erweckten.

Myxin hatte die Seite gewechselt, denn auch Asmodina, die unmittelbare Nachfolgerin des Schwarzen Tods, hatte nicht zu seinen Freunden gehört.

Gejagt und gehetzt von den eigenen Schwarzblütlern, hatte sich Myxin dem Sinclair-Team angeschlossen, ohne völlig dazu zu gehören, denn er ging stets seine eigenen, eher unorthodoxen Wege. Als er Kara kennen lernte und sie wiedererkannte, schlossen sich die beiden zusammen und lebten bei den Flammenden Steinen, einem Gebiet, das hin und wieder für menschliche Augen nicht sichtbar war, wenn Myxin und Kara es wollten. So wusste niemand genau, wo die Flammenden Steine lagen, selbst John Sinclair war dies unbekannt.

Es hatte aber auch eine Zeit gegeben, da sah es so aus, als hätte Myxin abermals die Seite gewechselt. Er war sogar bereit gewesen, den Geisterjäger zu töten, das jedoch war Vergangenheit und hatte zu einem gefährlichen Spiel gehört, das eingefädelt werden musste, um den mächtigen Dämon namens Arkonada zu vernichten.

Nun lief alles normal, die Fronten waren wieder geklärt, und Myxin war als Sieger aus dem Kampf hervorgegangen, denn er hatte eine sehr seltene Waffe bekommen. Die Totenmaske aus Atlantis!

Sie war eine sehr starke Waffe. Nach ihr hatte er geforscht, und sie auch gefunden. Ein nicht nur seltenes, sondern auch einmaliges Stück, das Myxin in seinen Besitz gebracht hatte, und er würde sie nie wieder hergeben, das hatte er sich geschworen.

Die Maske war, wie auch der Kontinent Atlantis, uralte. Auf dem Planeten der Magier hatte Myxin sie an sich genommen, und er konnte, wenn er die Maske aufsetzte, in die Vergangenheit schauen. Und zwar in die des alten Atlantis.

Leider sah er nicht immer. Myxin konnte nur dann etwas erkennen, wenn in der Vergangenheit des Kontinents Atlantis etwas geschah, das für die Gegenwart von Bedeutung war.

Die Maske besaß eine besondere Form. Genau fünf Ecken wies sie auf, und an jeder saß ein Auge. Für Myxin waren es die Augen der Weisheit, da sie ihm den Blick in die Vergangenheit gewährleisteten. Und er spürte, dass etwas geschah.

Gemeinsam mit Kara hielt er sich in der kleinen Blockhütte auf. Weit über ihnen und über den Wipfeln der Bäume lag der regengraue Himmel, aus dem in winzigen Tropfen das Wasser fiel. Über England hing der Regen wie ein Vorhang, es war neblig trüb, fast ein Wetter für den November, aber nicht für Ende Mai.

Kara, die aus dem Fenster geblickt hatte, zuckte plötzlich zusammen, als sie Myxins Stimme hörte. »Was hast du?«

»Die Maske«, sagte der kleine Magier. Er hatte sie auf ein Regal

gestellt, direkt über dem Schwert mit der goldenen Klinge. Jetzt schaute auch Kara hin, und sie sah, wie die fünf Augen allmählich anfangen zu leuchten.

Sie gaben eine Botschaft ab...

Noch wagte keiner der beiden auf die Maske zuzugehen. Sie warteten ab, denn das Leuchten nahm an Intensität zu. Die Augen begannen von innen und aus der Tiefe heraus zu strahlen, bis sich dieser Zustand einem Glühen näherte.

»Jetzt musst du sie nehmen!« hauchte Kara.

Der kleine Magier nickte, bevor er auf die Maske zuschritt und sie vorsichtig in beide Hände nahm. Er ging immer sehr behutsam damit um. Nur keinen Fehler machen, dann wäre alles umsonst gewesen. Er hielt sie fest, drehte sich zu Kara um und setzte die Maske vor sein Gesicht.

Als dies geschehen war, sah Myxin zum Fürchten aus. Die Maske entstellte ihn völlig. Sie besaß eine grüne Grundfarbe, ließ Schlitze für den Mund und die Augen frei, so dass der Träger auch hindurchschauen konnte.

Das andere jedoch war wichtiger: Der Rückblick in die Vergangenheit und damit in das alte Atlantis.

Myxin stand vor dem Regal. Die fünf Augen an den Ecken der Maske strahlten, sie gaben einen Glanz ab, der auch den kleinen Magier erfasst hatte und ihn mit einem seltsam bunten Leuchten umgab. Kara wusste, dass sie ihren Freund jetzt nicht stören durfte. Erst wenn Myxin die Maske absetzte, würde er reden. So lange musste Kara Geduld haben. Stille hatte sich innerhalb des Blockhauses ausgebreitet. Selbst Kara wagte kaum, lauter zu atmen. Sie schaute auf ihren Freund sah dessen Hände, die sich öffneten und schlossen, wobei sie ahnte, dass er etwas Furchtbares entdeckt hatte.

Die Flammenden Steine hatten sich nicht gemeldet. Mit ihnen konnte es also nichts zu tun haben, aber mit anderen Dingen, die nur

mehr Myxin sah. Sie hörte ihn unter der Maske atmen, und plötzlich nahm er die Arme hoch und riss die Maske ab.

Kara erschrak. So bleich, blass und mitgenommen hatte sie Myxin selten erlebt. Die grüne Haut war fast verschwunden, und Myxin selbst torkelte mehr zur Seite, als er ging.

Die Schöne aus dem Totenreich war rasch bei ihm. Sie führte ihn zu einem Stuhl, auf den Myxin sich niederließ. Durch sein Atmen reagierte er wie ein Mensch, obwohl er es eigentlich nicht brauchte, aber der Blick durch die Maske musste ihn so geschockt haben.

Karas Hände hatten sich in seine Schultern gekrallt. »Was ist denn, Myxin?« Er schüttelte den Kopf.

»Kannst du nicht reden?«

»Doch!« hauchte er. »Aber es fällt mir schwer. Ich... ich habe etwas Furchtbares gesehen.«

»Und was?«

»Die Vergessenen kommen zurück!«

Kaum hatte er den Satz ausgesprochen, als Kara zurückzuckte. Färgig wischte sie über ihr Gesicht. Natürlich hatte auch sie schon von den Vergessenen gehört. Das waren gewaltige Wesen, die man damals weit über das Meer geschafft hatte, um den Kontinent nicht länger damit zu belasten. Die Vergessenen waren aus einer Verbindung zwischen zwei Großen Alten entstanden. Gorgos und Krol, der Krake, hatte sie geschaffen. Selbst Myxin hatte mit ihnen nichts zu tun haben wollen. Sie waren damals bewusst woanders hingebracht worden und gerieten so in Vergessenheit.

Aber sie waren nicht tot.

»Sie sind da!« hauchte Myxin. »Sie müssen einfach da sein.«

»Wieso?«

Der kleine Magier schaute Kara an. »Weil sich die Maske meldete, deshalb müssen sie in die heutige Zeit gekommen sein. Du weißt, dass mich die Maske warnt. Was ich gesehen habe, muss in der

heutigen Zeit von Bedeutung gewesen sein.« Er atmete tief ein. »Ich kann es kaum fassen.«

»Und jetzt?«

»Ich weiß nicht.« Myxin stand auf, schüttelte den Kopf und begann damit, in der Hütte auf- und abzuwandern. »Es ist alles furchtbar, verstehst du. Wir wissen Bescheid und können nichts tun.«

»John Sinclair.«

»Klar, aber wo stecken die Vergessenen? Er braucht auch einen Anhaltspunkt, um eingreifen zu können. Es ist alles sehr kompliziert. Wenn sie einmal da sind, haben die Menschen keine Chance.«

»Ich weiß!« flüsterte Kara.

»Dann bleibt uns noch eine Chance, wobei ich hoffe, dass es klappt. Wir werden die Steine befragen.«

Die Schöne aus dem Totenreich nickte nur.

Myxin war noch nicht fertig. »Noch etwas ist mir aufgefallen. Ich habe auch sie gesehen. Sarina, das Mädchen, das mitgefahren ist.«

»Hatte sie ihre Geige?« Auch Kara wusste über sie Bescheid.

»Ja, sie besaß sie. Und sie spielte bereits die Todesmelodien für die Monstren.« Myxin schaute seine Partnerin ernst an. »Du kennst auch die Kehrseite.«

»Natürlich«, flüsterte Kara. »Wenn es sie heute noch geben würde, könnte sie durch ihr Geigenspiel die Vergessenen wieder aus der Erde holen...«

Der Tentakelarm hatte sich so fest um meinen Körper gewickelt, dass er durch die Kleidung schnitt und ich die Druckstellen auf meiner Haut spürte. Ausgerechnet dort, wo mein Herz schlug, hatte es mich erwischt. Aus der Wand drang immer mehr von diesem Zeug nach, sogar der Fußboden wurde nicht verschont, denn ich konnte erkennen, dass sich die Bohlenbretter wellten, als sie von unten Druck bekamen. Mir wurde allmählich die Luft knapp. Dieser

Tentakel hatte verdammt viel Kraft. Auch spürte ich Schmerzen auf meinem Brustkorb, als er mir auf diese Art und Weise zusammengedrückt wurde.

Suko konnte für mich nichts tun. Er musste sich um Mrs. Landers kümmern und sie aus der Gefahrenzone schaffen.

Die Frau hatte einen Schock bekommen. Einen Schreischock. Ihr Gebrüll war furchtbar. Hoch, schrill und kreischend. Suko bugsierte sie zur Tür, die er öffnete und seinen Schützling dann in den Flur stieß.

Ich hatte mich nicht befreien können. Mittlerweile waren noch mehr Tentakel aus den Spalten der Wand geschnellt und hielten mich umfassen.

Und die Wand brach. Dahinter musste eine unwahrscheinliche Masse lauern, die einen immensen Druck ausübte. Deutlich hörte ich das Knirschen des Mauerwerks, doch die Steine fielen nicht mir entgegen, sondern wurden nach innen gezogen und von dem Schleimberg geschluckt.

Wie damals bei Krol, dem Kraken!

Sollte es da eine Verbindung geben? Waren diese Schleimmonster mit denen zu vergleichen, die wir in Rio kennen gelernt hatten, als wir auf einen der Großen Alten stießen. [\[1\]](#)

Ein fantastischer Gedanke, doch nicht zu weit weg geholt. Ich kam nicht dazu, über dieses Problem weiter nachzudenken, denn auch der Boden unter mir bewegte sich heftig.

Brach er ein?

Noch hielt er, auch wenn einige Bohlen schon weggeplatzt waren. Vergeblich hatte ich versucht, mit dem Kreuz gegen diese Schleimmasse anzugehen. Da reagierte sie überhaupt nicht. Silberkugeln hätten auch keinen Sinn gehabt, mich konnte eigentlich nur mehr Suko retten. Die verfluchten Arme hatten mich gedreht, so dass ich in einer Schräglage hing. Den Kopf konnte ich noch

bewegen. Das war gut so, weil der nächste dünne Arm auf ihn gezielt war und ich durch die rasche Bewegung dem Treffer entgehen konnte.

Nicht einmal einen Dolch trug ich bei mir, mit dem ich hätte die Tentakel zerschneiden können, und mit bloßen Händen erreichte ich auch nichts. Ich rief nach Suko.

Mein Partner meldete sich nicht. Hatte es ihn auch erwischt? Das war gut möglich. Falls es tatsächlich eintraf, sanken unsere Chancen auf ein Minimum.

Ich kämpfte weiter. Die Tentakel wollten mich nicht töten, sondern wahrscheinlich erst einmal in die rote Masse integrieren, die in der Wand lauerte.

Sie schluckte alles...

Mich sollte sie nicht bekommen, denn im nächsten Augenblick huschte Suko durch die offene Tür. Er hatte seine Dämonenpeitsche gezogen!

Der Chinese wusste genau, worauf es ankam und wie er das Monstrum besiegen konnte.

»Behalte die Nerven, John!« schrie er, bevor er mit den drei Riemen der Peitsche zuschlug.

Es war keine Kunst, die langen Arme zu treffen. Ich hörte das Klatschen und sah, wie die Riemen gegen die langen, straff gespannten Tentakel hämmerten, die mich umklammert hielten.

Sie rissen!

Ich hatte zwar damit gerechnet, wurde dennoch überrascht, als ich zu Boden fiel und diesen Fall nicht mehr abfangen konnte. Ich hatte den Kopf erhoben und schaute Suko zu, wie der mit der Peitsche schlug und auch traf. Ständig vernahm ich das Klatschen, wenn die drei Riemen in die Masse hieben, und Suko nickte mir dabei noch zu.

»Raus aus dieser verdammten Bude!«

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Mehr taumelnd als gehend

erreichte ich die Tür, riss sie auf und gelangte in den Flur, den auch Suko sehr bald nach mir betrat.

Ich stand schon an der Treppe und fühlte mich so hilflos, weil meine Waffen versagten. Mit wenigen Schritten war der Chinese bei mir.

»Bist du okay, John?«

»Ja.«

»Und jetzt?«

»Müssen wir es noch einmal versuchen.«

Suko atmete schwer. »Ich habe Helen Landers nach unten gebracht. Willst du nicht auch hin?«

»Hier oben ist unsere Aufgabe.«

»Okay, aber welche Waffe hast du? Mit dem Kreuz kommst du nicht an. Silberkugeln sind auch fraglich.«

»Leider.«

Suko ging schon vor. Ich sah, dass sich unter dem Fußboden etwas getan hatte. Auch wo ich ging, begannen sich die Balken zu bewegen, aber nicht mehr so schlimm. Als Suko das Zimmer erreichte und die Tür geöffnet hatte, hörten die Bewegungen auf.

Suko rief mich herbei. »Komm her, John, hier sieht einiges anders aus als vorhin!«

Ein wenig wackelig war ich noch in den Knien. Mir schmerzte auch mein Brustkasten, und als ich neben meinem Freund Suko stand, atmete ich zunächst tief durch. Suko deutete in den Raum.

Was wir sahen, war keine schleimige Masse mehr, sondern etwas völlig anderes. Glas, Kristall...

Zerbrochen und zerbröselt. So lagen die zahlreichen Scherben und Reste auf dem Boden. Da bewegte sich nichts mehr. Auch die Bohlen waren seltsamerweise in ihre ursprüngliche Lage zurückgefallen, wenn sie auch jetzt schief saßen oder unterschiedlich hoch standen. Wir gingen in den Raum. Das meiste war umgefallen. Alles lag in

einem Chaos durcheinander. Unter unseren Sohlen knirschte der rote Staub, wir schauten uns die Wand an und sahen, dass sich die Spalten nicht völlig geschlossen hatten.

Es gab Risse in der Wand. Aus ihnen quoll auch noch der rote Schleim. Nur erstarrte auch die Flüssigkeit und konnte abgeknickt werden wie Glas.

Ich hob die Schulter, als ich mich zu meinem Freund umdrehte. »Hast du eine Erklärung, Alter?«

»Sie fällt mir verdammt schwer.«

»Mir auch.« Ich nickte. »Natürlich hängt alles mit dem Mädchen namens Julia zusammen.«

»Du meinst mit der Toten?«

Ich hob die Schultern und trat an das Fenster, das seltsamerweise noch heil geblieben war. »Ob sie tot ist, weiß ich nicht.«

»Aber du hast sie berührt.«

Ich wandte mich wieder um. »Habe ich Julia oder Sarina berührt? Kannst du mir die Antwort geben?«

»Nein.«

»Die Lösung des Rätsels ist sie allein«, erklärte ich. »Etwas anderes kommt für mich nicht in Frage, wobei wir es hier unter Umständen mit einer Wiedergeburt zu tun haben.«

»Die aber auch schon tot ist, denn man hat Julia schließlich begraben.«

»Davon bin ich noch nicht überzeugt«, hielt ich gegen. »Sollte es keine andere Möglichkeit geben, werden wir uns daranmachen und das Grab kurzerhand öffnen.«

»Da bin ich für.« Suko wechselte das Thema. Er hatte die Dämonenpeitsche weggesteckt und schaute sich um.

»Das Schleimzeug ist kristallisiert«, sagte er. »Hast du dafür eine Erklärung?«

»Ich dachte an Krol.«

»Den Kraken?« Suko hob die Augenbrauen.

»Genau.«

»Dann hätten wir es mit den Großen Alten zu tun«, sagte er nach einer Weile.

»Davon gehe ich aus. Und es ist auch nicht zu weit hergeholt. Denk nur an den Begriff Atlantis. Ihn verbindet man ja mit den Großen Alten.« Ich nahm den umgewandelten Rest zwischen zwei Finger und konnte ihn zerreiben. Rötlicher Staub rieselte zu Boden.

»Wie Glas«, murmelte mein Freund. Er hatte dem Staub nachgesehen und blickte plötzlich hoch. »Glas, John, das ist die zweite Verbindung.«

Der Inspektor schnippte mit den Fingern. »Gibt es da nicht einen Kristallgötzen? Ebenfalls einen Großen Alten?«

»Gorgos!«

»Sicher.«

Ich piffte durch die Zähne. Hatte ich vorhin schon sehr kühn gefolgert, so waren Sukos Folgerungen nicht minder kühn. Aber verdammt, er konnte recht haben. Es gab keinen Grund, dass wir nur immer gegen einen der Großen Alten kämpften. Insgesamt waren es sechs wobei ich Arkonada eigentlich streichen konnte -, und dass diese Dämonen irgendwann angriffen, war mir längst klargeworden.

Weshalb nicht zusammen?

»Gorgos und Krol. Das ist ein Hammer!« flüsterte ich. »Und wir haben die Folgen bemerkt, oder sie sind erst eingetreten, als Julia auf ihrer Geige spielte.«

»Dann wird sie die beiden geweckt haben.«

»So ungefähr.«

Ich war fest von unserer Theorie überzeugt. So und nicht anders musste es gewesen sein. Durch die Nase holte ich ein paar Mal tief Luft und schaute zu Boden. Das Zimmer war unbewohnbar geworden. Die Gefahr hatten wir stoppen können. Wenigstens

diesmal, doch wer garantierte uns, dass es uns auch bei einem zweiten Angriff gelingen würde?

Keiner. Die Drohung blieb!

Suko lächelte, als er meinen Blick sah. »Du schaust mich so entschlossen an, dass ich fast der Meinung sein kann...«

»Ich habe auch einen Plan«, unterbrach ich ihn. »Wir werden zunächst Helen Landers aus der Gefahrenzone schaffen. Das ist das mindeste, was wir tun können. In diesem Haus kann sie unmöglich bleiben. Einen zweiten Angriff wird sie kaum widerstehen.«

»Und Julia?«

»Kann möglicherweise hierher zurückkommen. Wir sollten sie dann erwarten.«

Dagegen hatte mein Partner nichts einzuwenden. Doch zunächst mussten wir uns um Mrs. Landers kümmern.

Wir fanden sie ein Stockwerk tiefer. Suko hatte sie in den Wohnraum gesetzt. Dort hockte sie apathisch in einem Sessel und starrte brütend vor sich hin. Mir war klar, um welches Thema sich ihre Gedanken drehten. Mrs. Landers schaute kaum auf, als wir den Raum betraten. Erst als ich vor ihr stehen blieb, hob sie den Kopf. Suko war inzwischen zu einem Schrank gegangen und hatte dort eine Klappe geöffnet. Wie von ihm vermutet, fand er dahinter eine kleine Bar. Auf einer verspiegelten Glasfläche standen einige Flaschen. Whisky befand sich auch darunter.

Suko entkorkte eine und schenkte in ein breites Glas einen Doppelten.

»Der wird Ihnen gut tun«, sagte er und ging mit dem Glas in der Hand zu Helen Landers.

Sie schaute kurz auf, nahm das Gefäß und kippte den Whisky so routiniert weg, dass dies schon auf eine gewisse Übung schließen ließ. Danach nickte sie und stieß leicht auf.

»Tat es gut?« fragte ich.

»Ja.«

»Möchten Sie noch einen Schluck?«

Helen Landers schüttelte den Kopf. Mit der gespreizten Hand fuhr sie durch ihre Haare, lehnte sich zurück und stöhnte auf. Ihr Gesicht war nicht nur verquollen, auch vom Weinen gerötet. Sie starrte gegen die Decke und begann leise zu sprechen.

»Was ist hier nur passiert?« fragte sie. »Ich habe meine Tochter gesehen, die tot ist. Sie spielte Geige, sie konnte sprechen, sie tat all das, was man auch von einer lebenden Person erwartet. Irgendwie begreife ich das nicht. Es ist so seltsam, so unheimlich, so verrückt.« Sie setzte sich wieder aufrecht hin. »Was sagen Sie denn dazu?«

»Zunächst einmal möchten wir Sie bitten, dieses Haus zu verlassen.«

»Ich soll ausziehen?«

»Ja.«

»Und Julia?«

»Um sie kümmern wir uns.«

Sie lachte schrill. »Töten, nicht wahr? Sie wollen meine Tochter töten?«

»Ist sie nicht schon tot?«

»Ja und nein. Wir haben sie selbst gesehen. Nein, ich werde mit ihr reden. Sie muss sich ihrer Mutter stellen. Das ist das mindeste, was man verlangen kann. Ich bin ihre Mutter.«

»Das wissen wir, Mrs. Landers«, sagte Suko. »Dennoch dürfen Sie sich nicht zu stark darauf verlassen, dass ihre Tochter auf Sie Rücksicht nimmt.«

»Was soll das heißen?«

»Sie ist nicht mehr dieselbe wie früher.«

»Dann meinen Sie also, dass Julia sich gegen mich stellen wird und auch meine Feindin ist.«

»So ist es.«

Helen Landers ballte die Hände. Einmal sah sie mich an, dann wieder Suko. Die Antwort fiel ihr schwer. Nur mühsam drang sie über ihre Lippen. »Aber ich bin ihre Mutter!«

»Das stimmt«, gab ich zu. »Sie werden auch immer Julias Mutter bleiben, da kann kommen, was will. Nur ist die Person, die Sie gesehen haben, nicht mehr die Julia, die Sie kennen. Verstehen Sie mich! Sie ist eine andere geworden.«

»Sie sah aber so aus.«

»Sicher. Genau können wir Ihnen noch nicht sagen, wie es zusammenhängt. Wenn Sie genau hingehört haben, werden Sie den Namen verstanden haben, den Julia gesagt hat.«

»Ja, Sarina!«

»Genau, Sarina! Wenn unsere Vermutungen stimmen, hat Julia als Sarina eine Wiedergeburt erlebt. Und zwar in einem sagenumwobenen, längst untergegangenen Kontinent: Atlantis.«

Helen Landers schaute uns an, als stünden zwei Weltwunder vor ihr.

»Atlantis?« hauchte sie nach einer Weile.

»Genau.«

Sie lächelte plötzlich. »Ich habe das mal gehört. Im Fernsehen sprach jemand davon. Der sagte, dass es dieses Land nicht gegeben hat.«

Wir hoben beide die Schultern. Ich hätte ihr natürlich von meinem magischen Zeitreisen in diesen Kontinent berichten können, sie hätte mir wahrscheinlich nicht geglaubt. So ließ ich es bleiben, näher auf das Thema einzugehen.

»Gehen Sie davon aus, dass das Auftauchen Ihrer Tochter mit diesem Kontinent in Verbindung steht«, sagte Suko.

»Und der Schleim aus der Wand? Schieben Sie den etwa auch auf Atlantis?«

»In gewisser Weise schon.«

Helen hob die Schultern. »Ich weiß überhaupt nicht, was ich noch alles denken soll. Ich bin so fertig, so durcheinander, da ist mir alles zuviel, wirklich.«

»Was Sie brauchen, ist Ruhe«, erklärte Suko. »Deshalb haben wir uns gedacht, dass Sie ausziehen. Verlassen Sie dieses Haus und ziehen Sie woanders hin.«

»Und wo?«

»Haben Sie in Mullogh keine Freundin oder gute Bekannte?« fragte ich.

Helen verzog den Mund. »Kaum. Wir waren Einzelgänger. Ich wüsste nicht, wer mich aufnehmen sollte. Außerdem will ich überhaupt nicht weg. Ich möchte mit Julia reden, wenn sie erscheint. Verstehen Sie das?«

»Ja, ist uns schon verständlich«, gab ich zu. »Wobei ich mich frage, ob Sie dabei nicht enttäuscht werden?«

»Von ihr?«

»Zum Beispiel.«

»Sollte sie mich noch mehr enttäuschen, Mr. Sinclair?«

»So meine ich das nicht. Ihre Tochter, Mrs. Landers, ist nicht mehr die gleiche. Obwohl sie noch so aussieht, wohnt eine andere in ihr. Wir möchten aber Gewissheit haben und bitten Sie um die Erlaubnis, ihr Grab öffnen zu dürfen.«

»Nein!«

Die Antwort kam spontan. Wir hatten Verständnis dafür, denn es war in der Tat ein schwerwiegender Entschluss, zu dem sich die Frau überwinden sollte. Im Interesse der Sache jedoch mussten wir sie davon überzeugen. Daran ging kein Weg vorbei.

Ich versuchte es, redete auf sie ein und sprach auch von den Gefahren, die auf sie lauerten.

»Und nicht nur auf Sie persönlich, Mrs. Landers«, stand Suko mir bei.

»Der gesamte Ort ist in Gefahr.«

Sie begriff. »Glauben Sie etwa, dass der Schleim nicht nur auf mein Haus beschränkt blieb?«

»Das glauben wir.«

Er kann also auch woanders hochkommen? »Sehr richtig.«

Mrs. Landers atmete tief ein und senkte ihren Kopf. Sie überlegte, sie dachte nach, und wieder ballte sie ihre Hände zu Fäusten. »Es ist nicht leicht«, flüsterte sie. »Nein, das ist es nicht.«

»Bitte, geben Sie uns die Erlaubnis. Zögern Sie nicht zu lange, sonst ist es zu spät.«

Sie stand auf. Wir merkten, dass sie jetzt Bewegung brauchte und traten zur Seite. Helen Landers nahm die Wanderung durch das Zimmer auf. Vor dem Fenster blieb sie stehen und schaute nach draußen in die regentrübe Umgebung. Sie nickte ein paar Mal, als hätte sie einen Entschluss gefasst, den sie noch einmal bestätigen wollte. Sie drehte sich um. Im Gesicht sah sie wieder ein wenig erholter aus.

»Gut, Gentlemen, Sie haben mich überzeugen können. Ich werde Ihnen die Erlaubnis geben, das Grab meiner Tochter zu öffnen.«

»Das ist vernünftig«, sagte ich. »Unter einer Bedingung.«

Schon wurde es ungemütlich. »Die wäre?« fragte Suko.

»Ich möchte anwesend sein.«

So etwas Ähnliches hatte ja kommen müssen. Weder Suko noch ich waren davon begeistert. Ich versuchte, Mrs. Landers den Plan auszureden. »Es ist natürlich verständlich, dass sie anwesend sein wollen, Mrs. Landers, aber denken Sie daran, was geschehen könnte. Ich kann Ihnen nichts dazu sagen, wirklich nichts. Wir müssen mit den schlimmsten Überraschungen rechnen.«

»Ich bin darauf gefasst.«

Suko hob die Schultern. Er hatte bereits resigniert. Jetzt war Helen Landers einen Kompromiss eingegangen, und sie verlangte von uns,

dass wir ihr auch entgegenkamen.

»Überlegen Sie es sich. Ich ziehe die Genehmigung sonst zurück.«

»Gut«, sagte ich nach einer Weile. »Sie können oder dürfen dabei sein. Nur machen Sie uns hinterher keine Vorwürfe. Wir können Ihnen nicht im voraus sagen, was Sie erwartet.«

»Das ist mir klar. Wann soll die Graböffnung geschehen?«

»So rasch wie möglich.«

»Das wäre sofort.«

»Ja.«

»Dann begleite ich Sie zum Friedhof. Ich ziehe mir nur eben etwas über. Warten Sie solange.« Mrs. Landers verschwand aus dem Zimmer. Wir hörten ihre Schritte auf der nach oben führenden Treppe. Suko und ich schauten uns an, wohl war uns beiden nicht...

Mrs. Featherhead hatte mit ihrem Leben abgeschlossen, als das gewaltige Schleimmonster, in dessen Zentrum sich der Polizist Glenn Rotter befand, vor ihr in die Höhe schwang. Die Angst umkrallte ihr Herz, aber sie hatte trotz dieser lebensbedrohenden Situation noch jemand nahe der Tür gesehen.

Eine Gestalt!

Und diese Gestalt trat in das Zimmer. In der rechten Hand hielt sie ein Schwert. Das konnte Mrs. Featherhead nicht erkennen, so gut war der Blickwinkel nicht. Das Schleimgebilde hatte den Eindringling auch nicht entdeckt, da es in seinem Rücken aufgetaucht war, aber es merkte sehr bald, mit welchem Gegner es nun fertig werden musste. Wie das scharfe Messer in die Butter, so drang das Schwert tief in den rötlichen Schleim. Es spaltete ihn auf, schuf eine Lücke, und der wilde Kämpfer zog seine Waffe sofort wieder zurück, um erneut zuzuschlagen. Diesmal von der Seite, und Clara Featherhead konnte ihn besser erkennen. Sie sah ein unbewegliches Gesicht, dessen Haut schimmerte, dann wurde ihr der Blick genommen. Der

große Schleimberg platzte beim dritten Treffer auseinander.

Nach drei Seiten hin wurde er weggeschleudert. Zum Glück traf es die Witwe nicht, die starr auf dem Fleck stand und nicht fassen konnte, was sich da vor ihren Augen abspielte.

Sie hatte den Mann noch nie gesehen, der sie an eine Märchenfigur erinnerte. Er handhabte sein Schwert wie ein Kötter und zerschlug auch die Reste des Schleims, die über den Boden wallten und sich einfach auflösten, als hätte es sie nie zuvor gegeben.

Zurück blieb - ein Mensch!

Glenn Rotter, der ehemalige Polizist. Wie eine Statue stand er vor Mrs. Featherhead, die dicht neben dem Fenster mit dem Rücken an der Wand lehnte und ihn anschaute. Es war ihr fast unbegreiflich, so eine Person zu sehen, für deren Leben sie keinen Pfifferling mehr gegeben hatte. Und nun stand er vor ihr.

Er schaute sie an.

Sie blickte auf ihn. Noch trug er seine Uniform, er sah auch so aus wie früher, nur etwas hatte sich verändert.

Die Haut!

Mrs. Featherhead kam es vor, als hätte sie einen anderen Farbton bekommen oder eine fremde Schicht, denn sie wirkte fremd und gläsern. Jemand schien eine dünne Flüssigkeit mit einem Pinsel darüber gestrichen zu haben.

Ein sehr fremdes Bild, und Mrs. Featherhead hörte die Stimme ihres Lebensretters. »Seien Sie auf der Hut! Dieser Mensch ist gefährlich. Er ist nicht mehr so wie früher.«

Die Witwe nickte. Sie wagte nicht, sich zu rühren und ließ den anderen keine Sekunde aus den Augen.

Glenn Rotter hob einen Arm. Es war eine langsame, eine sehr mühsame Bewegung, und die Frau vernahm einen knirschenden Laut, als der Arm angehoben wurde.

Das Knirschen erklang in der Schulter. Es hörte sich an, als würde

Glas gebrochen. Mrs. Featherhead rechnete sogar damit, kleine Splitter wegspritzen zu sehen.

Glenn Rotter drehte sich. Plötzlich war die Frau für ihn uninteressant geworden. Sie selbst hielt den Atem an, auch ihr Retter sagte nichts, beide hörten die Geräusche, die entstanden, als sich der Polizist in Bewegung setzte.

Da knirschte und knackte es. Jeder Schritt war von einem solchen Geräusch begleitet, und auch beim Aufsetzen des Fußes vernahm die Frau ein so ungewöhnliches Geräusch.

Sie sah, wie er wankte. Da sich die schützende Schleimhülle nicht mehr um seinen Körper befand, musste er sehr große Mühe haben, sich überhaupt bewegen zu können.

Noch einen Schritt ging er, auch einen weiteren... Dann brach er zusammen.

Mit dem linken Bein knickte er weg. Er brach an der Hüfte ein, konnte sich nicht mehr halten, fiel gleichzeitig nach hinten und schlug schwer auf. Noch ein Splintern und Knirschen war zu hören, feiner Glasstaub wirbelte in die Höhe, der sich nur allmählich senkte. Mrs. Featherhead warf ihrem Retter einen fragenden Blick zu. Der Mann hob sein Schwert an und zeigte damit auf den Polizisten. »Schauen Sie ihn sich an!«

Die Witwe zögerte noch. Sie traute den Worten nicht und zuckte wieder zusammen, als sie ein knirschendes Knacken hörte. Das Geräusch erzeugte auf ihrem Rücken eine Gänsehaut. Bis ins Mark erschrak die Frau. Sehr vorsichtig ging sie weiter. Als sie in einer Abwehrhaltung etwa einen Schritt von Glenn Rotter entfernt stoppte, da sah sie das Schreckliche. Der Kopf des Mannes bewegte sich. Dabei richtete Glenn seinen Oberkörper ein wenig auf, und genau in diesem Augenblick und noch mitten in der Bewegung bekam der Kopf einen Drall nach links, kippte weg, fiel vom Hals und zerbrach.

Scherben und Splitter blieben zurück...

Clara Featherhead stand da, ohne sich zu rühren. Sie war unfähig, auch nur den kleinen Finger zu bewegen. Wie zuvor der Polizist, so erinnerte auch sie an eine Figur aus Glas. Dass sie atmete, merkte sie kaum. Den Mund hielt sie geöffnet, nur schwach drangen die Atemgeräusche aus ihm hervor, bis sie nahezu schluchzend Luft holte, sich abdrehte und den Kopf schüttelte.

Nein, das war grauenhaft, schlimm und einfach nicht zu fassen. Ein Alptraum war für die Frau zu einer furchtbaren Wahrheit geworden. Zudem war der Vorgang nicht beendet. Die Arme zerbrachen ebenso wie die Beine, schließlich fiel der Körper in der Mitte auseinander, so dass von dem Polizisten Glenn Rotter nur mehr Fragmente zurückblieben. Reste, gläserne Splitter, das war alles. Sie sah kein Gesicht, keine Adern, kein Blut. Das alles war verschwunden. Vielleicht aufgesaugt worden von dem rötlichen Schleim, in dem Glenn zuvor gesteckt hatte.

»Nun?« vernahm sie die dunkle, volltönende Stimme hinter sich. »Haben Sie jetzt genug gesehen? Und sind Sie sich der Gefahr bewusst gewesen, in der Sie geschwebt haben?«

Clara Featherhead nickte nur. Reden konnte sie einfach nicht, weil alles zu schrecklich und unbegreiflich war. Sie hatte sich soweit überwunden, dass sie wieder normal empfinden konnte. Zudem wollte sie sich ihren Lebensretter genauer ansehen, deshalb drehte sie sich um. Der Eiserne Engel stand vor ihr. Er überragte sie und stieß mit seinem Kopf fast an die Decke. Sein Schwert hatte er wieder weggesteckt. Wenn die Frau an den Seiten vorbeischaute, konnte sie die Ecken der Flügel erkennen.

Ein Mensch mit Flügeln! Das wollte einfach nicht in ihren Kopf. So etwas war ihr unbegreiflich. Wie konnte man das erklären?

»Sie schauen mich so seltsam an«, sagte ihr Retter.

Clara nickte, holte zweimal tief Luft und traute sich erst dann, die Frage zu stellen. »Wer sind Sie?«

»Ich bin der Eiserne Engel!«

»Sind Sie ein Mensch?«

Da verzog der andere das Gesicht zu einem Lächeln. Sofort wurden seine Züge weicher und verloren die metallene Starrheit. »Nein, ich bin kein Mensch, obwohl ich fast so aussehe.«

»Aber... aber... wer sind Sie dann?«

»Ein Wesen!«

Mit dieser Antwort konnte die Frau kaum etwas anfangen. Sie klang ihr einfach zu märchenhaft, zu weit hergeholt, aber sie musste sich wohl damit abfinden.

Es war ein Wesen in Grau, auch wenn es manchmal rötlich schimmerte. In einem dunklen Rot leuchtete der Stein, den der Engel als einzigen Schmuck um seinen Hals gehängt hatte. Der Stein, der aussah wie ein erstarrter Blutstropfen, pendelte an einer einfachen Schnur. Obwohl er eigentlich nichts Besonderes war, konnte die Frau den Blick nicht von ihm wenden. Sie spürte, dass dieses Schmuckstück eine gewisse Bedeutung haben musste, aber sie traute sich nicht, ihren Besucher danach zu fragen. Der lächelte nur, als er den Blick bemerkte, sagte nichts.

»Kann ich mich bei Ihnen bedanken?« fragte die Witwe.

»Es ist nicht der Rede wert. Ich helfe, wo ich kann. Und hier musste ich einfach helfen.«

»Sie wussten also.«

Der Eiserne Engel nickte. »Ich wusste Bescheid. Ich hörte die Melodien, die mir so bekannt waren, weil sie schon vor über 10.000 Jahren gespielt wurden.«

»Da haben Sie gelebt?«

»Ja. Und noch früher. Damals auf einer Welt, die den Namen Atlantis trug, und die längst in den Fluten des Ozeans versunken ist. Aber die Atlanter wussten oft mehr als die heutigen Menschen. Vor allen Dingen kannten sie die Magie. Sowohl die böse als auch die

gute. Sie setzten sie ein, und vieles hat bis in die Gegenwart hinein überlebt. Atlantis mag gestorben sein, das Erbe dieses Kontinents lebt jedoch weiter. Und nicht allein in mir...«

Mrs. Featherhead nickte, ohne die Worte richtig begriffen zu haben. Ihr war nur klar, dass sie einem schrecklichen Tod entronnen war. Wahrscheinlich hätte sie das gleiche Ende gefunden wie Glenn Rotter. Sie schüttelte sich, als sie daran dachte.

»Wie geht es denn jetzt weiter?« fragte sie leise.

»Ich weiß, dass Ihnen meine Antwort nicht gefallen wird«, erwiderte der Eiserne mit ruhiger Stimme. »Was wir hier erlebt haben, ist erst der Beginn einer Rückkehr der Vergessenen.«

Clara wurde noch bleicher. »Sie meinen, dass noch mehr Monstren lauern oder auch Schleim?«

»Davon gehe ich aus.«

Clara schüttelte den Kopf, bevor sie mit dem ausgestreckten Zeigefinger zu Boden deutete. »Dann kann ich damit rechnen, wieder Schleim aus dem Keller...«

»Nicht nur Sie, auch andere. Der gesamte Ort ist auf verfluchtem Boden gebaut worden. Man weiß es nur nicht.«

»Alles?« hauchte Clara.

»Ja, die Bewohner befinden sich in einer großen Gefahr. Vielleicht können wir sie retten, vielleicht auch nicht. Ich bin gekommen, um mein Bestes zu geben.«

»Aber wie ist das möglich?«

»Ihnen das zu erklären, würde zu weit führen. Sie würden es unter Umständen auch nicht begreifen können. Ich möchte nur soviel sagen, dass alles mit dem Mädchen zusammenhängt.«

»Mit Julia?«

»So heißt sie wohl.«

»Eine Tote, nicht wahr? Eine Tote, die lebt?« Clara Featherhead setzt ein Nicken hinzu, als wollte sie sofort eine Bestätigung

erhalten.

»Ja und nein. Sie ist tot und lebt dennoch wieder. Sie ist zurückgekehrt, da sie schon einmal gelebt hat. Vor langer Zeit. Atlantis war ihre Heimat...«

»Das verstehe ich nicht.«

Der Eiserne Engel lächelte. »Es ist auch nicht nötig. Ich bin aus zwei Gründen zu Ihnen gekommen. Erstens möchte ich Sie bitten, diesen Ort zu verlassen, und zweitens möchte ich, dass Sie es auch den anderen Menschen sagen.«

»Wir sollen fliehen?«

»Das meinte ich damit. Fliehen Sie, solange Sie noch die nötige Zeit dazu haben, sonst sind Sie wirklich verloren. Ich kann nicht überall sein. Ich werde versuchen, den Schrecken zu stoppen.«

»Wie die Polizisten?«

»Welche?«

»Sie haben mich hergebracht. Aus London kommen sie. John Sinclair und Suko.«

Der Eiserne Engel lachte. »Ich kenne sie gut, denn es sind meine Freunde.«

»Dann werden Sie zusammen kämpfen?«

»So sieht es aus. Vielleicht bekommen wir auch weitere Hilfe. Sie aber müssen dafür Sorge tragen, dass die Menschen den Ort verlassen. Setzen Sie sich mit der Polizei in Verbindung. Und beeilen Sie sich. Es waren zwar nur die Vorboten, aber wenn das Mädchen wieder ihre Geige spielt, werden die anderen aus der kalten Erde steigen und zurückkehren. Die Vergessenen sind nicht vergessen«, sagte der Eiserne Engel zum Schluss. »Glauben Sie mir.«

Er nickte Clara Featherhead noch einmal zu, machte kehrt und verließ das Zimmer.

Die Witwe stand da, ohne sich zu rühren. Sie glaubte, Mittelpunkt

eines Traumes zu sein, so seltsam und unwahrscheinlich kam ihr das alles vor. Hatte sie wirklich nur geträumt?

Nein, sie brauchte nur einen Blick nach links zu werfen, um die gläsernen Reste desjenigen zu sehen, der einmal ein Mensch gewesen war. Zurückgeblieben waren nur mehr Splitter, die verstreut auf dem Boden lagen, sonst nichts.

Clara musste sich selbst überwinden, um in die Knie zu gehen. Sie berührte die Splitter. Ja, wie Glas, nur nicht so scharf, denn die Haut hatte sie sich nicht geritzt.

Wieder dachte sie an die Warnung des Wesens. Es hatte ihr geraten, die anderen aus dem Ort zu schaffen. Das wollte sie tun. Aus diesem Grunde musste sie zur Polizei.

Rotters Platz war noch nicht wieder besetzt worden. Momentan führte Herbie Reynolds die Station allein. Er gehörte zu den Leuten aus Mullogh, die Clara für eine Spinnerin gehalten hatten. Er wollte an nichts glauben, was man ihm sagte. Sehr genau erinnerte sich die Frau an die langen Verhöre, an denen auch Reynolds teilgenommen hatte. Und ihn sollte sie überzeugen?

Für Clara Featherhead eine fast unlösbare Aufgabe, die ihr der Eiserne Engel übertragen hatte. Wenn Reynolds alles hörte, würde er versuchen, sie wieder in das Krankenhaus schaffen zu lassen. Vielleicht war es besser, wenn sie allein floh. Einfach wegrennen, raus aus Mullogh.

»Ja«, sagte sie und nickte heftig, denn sie hatte nun den Entschluss gefasst. »Ihr alle habt mich schlecht behandelt. Wie den letzten Dreck. Jetzt soll es euch auch so ergehen, das schwöre ich euch. Hättet ihr auf mich gehört, wäre vielleicht alles anders gekommen. Nun ist es zu spät.«

Sie hastete nach oben in das Schlafzimmer und zog ihren Mantel über. Die Tasche nahm sie auch an sich. Sie war zum Glück noch gepackt. Wenig später verließ sie wie ein Dieb das Haus.

»Ihr seid es selbst schuld«, zischelte sie, »ihr seid es alle selbst schuld...«

Es war windiger geworden. Der feine Regen wurde von der rechten Seite herangetragen und sprühte gegen unsere Gesichter. Wir trugen dünne Regenjacken, die kein Wasser durchließen, dennoch hatte der feine Sprüh die Gesichter genässt.

Mit dem Wagen waren wir bis zum Eingang des Friedhofs gefahren und hatten dort auch die Baustelle gesehen. Eine neue Leichenhalle sollte errichtet werden, wie uns Helen Landers erklärte. Wieder fuhr eine Bö heran, brachte die feine Nässe mit und ließ die Kronen der Bäume rauschen. Kleine, nasse Blätter bewegten sich wie blinkende Taler, manche wurden auch jetzt schon abgerissen und trudelten dem Boden entgegen.

Zwar war die Dämmerung noch nicht hereingebrochen, aber wir hatten einen dunklen Tag, so dass auf dem Friedhof ein gewisses Zwielflicht herrschte.

Dennoch konnten wir erkennen, dass wir ein sehr gepflegtes Gelände betreten hatten. Auf der Baustelle war der erste Aushub umzäunt worden. Der Wind spielte mit den Planen, die man über die Geräte gedeckt hatte.

Spaten und Schaufeln hatten wir uns nicht besorgen brauchen. Die Geräte wollten wir uns aus dem kleinen Gartenhaus des Totengräbers ausleihen. Die Bude wurde nie geschlossen, wie uns Mrs. Landers berichtet hatte.

Sehr weich war der Boden. Bei jedem Schritt sanken wir tiefer ein. Manchmal reichte uns der Schlamm bis an die Knöchel. Zum Glück konnten wir bald über Rasen laufen. Er war zwar auch nass, aber längst nicht mehr so schmutzig wie der Weg.

Julias Grab lag auf dem alten Teil des Friedhofs. Den Grund hatten wir auch erfahren. Es wurde gemischt beerdigt. Mal auf dem alten,

dann wieder auf dem neuen Teil.

Und das Gerätehaus stand dort, wo die zwei Gebiete praktisch aneinander grenzten.

Wir mussten in einen schmalen Pfad hineintauchen. Rechts und links standen Hecken, deren nasse Zweige nicht nur gegen die Kleidung hieben, sondern auch unsere Gesichter trafen.

Wir hatten Mrs. Landers den Vortritt gelassen, weil sie sich hier auskannte. Geduckt bewegte sie sich voran. Es drang kaum Licht auf den Pfad, der sich verbreiterte und vor dem schmalen Schuppen auslief. Die Tür nahm fast die gesamte Breite ein. Der dunkle Rost auf der Klinke glänzte ebenfalls feucht.

Mrs. Landers drückte sie nach unten, bekam die Tür nicht auf und begann zu schimpfen.

»Lassen Sie mich mal.« Suko versuchte es mit Kraft. Ein Ruck, und wir konnten eintreten. Das Holz hatte sich wegen der Feuchtigkeit nur etwas verzogen, deshalb klemmte die Tür auch.

Helen Landers blieb draußen. Ich wäre fast über eine Schubkarre gestolpert, die im Wege stand. Um an die Geräte zu gelangen, musste ich über die Karre hinwegsteigen.

Spaten und Schaufeln hingen in Haltern an der Holzwand. So konnten sie nicht umfallen. Es waren so viele vorhanden, dass wir uns bedienen konnten. Suko nahm zwei Spaten, ich bewaffnete mich mit Schaufeln. Als ich die Werkzeuge hinausgetragen hatte, hörte ich Sukos Frage: »Da liegt noch eine Taschenlampe auf dem Regal. Soll ich die auch mitnehmen?«

»Ist besser.«

»Okay.« Suko kam mit der Lampe und drückte sie Mrs. Landers in die Hand. Dann gingen wir wieder.

Schon sehr bald erreichten wir den alten Teil des Friedhofs. Hier waren die Gräber anders. Viel größer, auch schöner, wenn man so will. Es soll ja Leute geben, die sich am Styling von Grab-oder

Gedenksteinen erfreuen können. Wir sahen die verschiedensten Arten. Manche glatt und rechteckig, einige sogar oval, wieder andere in Kreuzform. Die Wege waren vom Gras fast zugewachsen. Zahlreiche Frühlingsblumen hatten unter dem Regen zu leiden. Sie ließen ihre bunten Blütenköpfe durchhängen.

»Mein Mann hat viele Grabsteine gebaut«, sagte uns Helen Landers.

»Auch den ihrer Tochter?« fragte ich.

»Nein da war er schon tot.«

Ich fragte nicht weiter und wischte mir Wasser aus dem Gesicht. Die Schaufeln zog ich hinter mir her. Sie hinterließen eine Spur auf dem feuchten Rasen.

Helen Landers wandte sich nach links. Noch ein paar Schritte mussten wir gehen, übersprangen einen schmalen Pfad und sahen vor uns eine Reihe mit vier Gräbern. Julia Landers lag in dem äußersten. Es war das Grab mit dem schmucklosesten Stein. Eine einfache, senkrecht stehende Platte mit dem Namen der Toten darauf.

Die Reihe der vier Gräber wurde an ihrem oberen Ende von Vogelbeerbüschen begrenzt. Sie bildeten eine so dichte Wand, dass dort kaum ein Durchkommen war.

»Das ist es!« flüsterte Helen Landers. Beide sahen wir, dass die Frau weinte.

Ich legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Wenn Sie jetzt wieder gehen, wäre es nicht nur für Sie besser, es wäre uns auch lieber, falls Sie verstehen.«

Sie schüttelte den Kopf und erwiderte mit gepresst klingender Stimme:

»Ich bleibe.«

»Wie Sie wollen.«

Während meiner Worte hatte Suko bereits mit der Arbeit begonnen und den Spaten in die nasse Erde gestemmt. Sie war nicht nur nass,

sondern auch feucht und deshalb so schwer.

Es passte dem Inspektor überhaupt nicht, körperlich arbeiten zu müssen, und auch ich hätte meine Beine lieber unter eine warme Ofenbank gesteckt, als hier auf dem Friedhof zu stehen und zu schuften. Der Regen nieselte herab. Immer wenn eine Bö aufkam, peitschte er auch gegen unsere Gesichter. Manchmal rauschte es in den Kronen der Bäume. Uns kam es vor, als würden flüsternde und raunende Stimmen unsere Arbeit begleiten.

Es war nicht einfach, das Grab auszuheben. Schon nach wenigen Minuten schwitzten wir, machten aber unverdrossen weiter. Helen Landers hatte sich am Kopfende des Grabs aufgebaut. Die Zweige des Vogelbeerbusches berührten ihren Rücken. Die Frau starrte auf das Grab und gleichzeitig ins Leere. Wahrscheinlich bekam sie überhaupt nicht mit, dass die Öffnung immer tiefer wurde, Suko schon im Grab stand, das feuchte Erdreich lockerte, das ich mit der Schaufel aushob und auf einen kleinen Berg schleuderte, der immer größer wurde.

Manchmal schauten aus den Lehmstücken helle Würmer hervor, die wie kleine Finger aussahen, wenn sie sich bewegten.

So machten wir weiter. Ohne Pause, ohne Unterbrechung. Mehr als eine halbe Stunde war vergangen, gesprochen hatten wir nur wenig miteinander, nur unser keuchendes Atmen war zu hören. Als ich den dumpfen Ton vernahm, stoppte ich meine Arbeit. Sofort kam Sukos Kommentar. »Hier ist der Sarg.«

»Ist er da?« fragte Helen Landers mit zitternder Stimme. Sie hatte sich vorgebeugt und die Hände geballt. Auf dem nassen Gesicht sahen wir eine Gänsehaut.

»Damit haben wir auch gerechnet«, erwiderte ich. »Dann müsste Julia auch...«

Ich hob die Hand. »Warten wir es ab.«

Suko arbeitete vorsichtig weiter. Er hatte den Spaten so gekantet,

dass er mit dem Schaufelbrett die feuchte Erde vom Sargdeckel abheben konnte. Ich sprang nicht in die Grube, hatte mich an ihrem Rand stehend gebückt und half meinem Freund mit, den Sargdeckel vom feuchten Lehm zu befreien.

»Der Sarg ist noch gut erhalten«, meldete mein Partner. »Bin mal gespannt, wie es mit der Leiche aussieht.«

Während seiner Worte hatte ich Helen Landers angeschaut. Sie presste hart die Lippen zusammen. Mir wäre wirklich lieber gewesen, wenn sie sich zurückgezogen hätte. Noch einmal machte ich ihr den Vorschlag.

»Nein!«

Diese Antwort klang endgültig. Ich nickte Suko zu. Ein Zeichen, dass er damit beginnen sollte, den Sargdeckel zu öffnen. So gut es die engen Verhältnisse zuließen, ging mein Partner in die Hocke und hielt den Spaten so, dass er mit der Seite in den Spalt zwischen Deckel und Unterteil stoßen konnte.

»Kannst du ihn nicht normal öffnen?« rief ich.

»Dann müsste ich an der anderen Seite noch zuviel Lehm wegnehmen«, lautete seine Antwort.

Holz knirschte, als Suko Druck ausübte. Ich beobachtete Helen Landers. Sie stand wieder aufrecht. Einen Handballen hielt sie gegen das Kinn gedrückt, der linke Arm hing nach unten, die Hand war zur Faust geballt. Wind orgelte herbei, spielte mit den Zweigen des hinter ihr wachsenden Vogelbeerbuschs, so dass diese über ihren wetterfesten gelben Umhang schabten.

»Ich hab's gleich«, meldete sich der Inspektor. »Nur keine Panik, Freunde. Einen Moment noch...«

Wieder hebelte er. Abermals hörten wir das Knirschen, dann war der Deckel praktisch abgesprengt. Suko brauchte ihn praktisch nur anzuheben.

»Schaffst du es allein?« fragte ich ihn.

»Ja, das klappt schon.«

Mir war es recht so. Da konnte ich Mrs. Landers besser im Auge behalten.

Suko lehnte den Spaten an die Innenwand und packte den Deckel mit beiden Händen. Er zerrte noch ein paar Mal, bis das Oberteil nachgab und er es abheben konnte.

»Die Lampe, Mrs. Landers!«

Wie im Traum reichte sie mir den Gegenstand und bückte sich tiefer, um besser in den Sarg schauen zu können.

Der Inspektor hatte Platz geschaffen, so dass ich frontal in das offene Unterteil leuchten konnte. Der helle, armdicke Strahl fiel genau auf das Gesicht, oder das, was davon noch übriggeblieben war. Grauenhaft... Helen Landers begann zu schreien!

Mullogh lag unter den feinen, aber sehr dicht fallenden Regenschleiern. Am Himmel hatten sich die grauen Wolken noch mehr zusammengezogen. Sie wirkten wie gespenstische Gestalten, Vorboten eines drohenden Unheils, das noch unsichtbar über dem Ort lauerte. Nur wenige wussten Bescheid. Zu diesen zählte auch Mrs. Featherhead, die ihr Haus verlassen hatte, sich gegen den scharfen Wind und den Regen anstemmte, um dorthin zu gelangen, wo hin und wieder zwei Taxis warteten.

Sie erreichte den Standplatz. Er war leer, das Pflaster glänzte vor Nässe. Die Witwe atmete tief durch. Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie hätte natürlich anrufen können, dann wäre es zu sehr aufgefallen, dass sie den Ort verlassen wollte.

Was tun? Umkehren, sich im Haus verkriechen? Nein, da war sie auch nicht sicher, wie man ihr auf drastische Art und Weise bewiesen hatte. Und der Bus fuhr auch erst wieder an nächsten Tag. Sie stand nahe einer Laterne und schauten die leicht gebogene Straße hoch. Gepflastert war sie mit Kopfsteinen. Sie glänzten in der

Feuchtigkeit wie schwarze Diamanten.

Weiter vorn verschwamm die Straße in den dünnen Regenschleiern, die jetzt durch zwei gelbe Glotzaugen ein wenig erhellt wurden. Ein Wagen fuhr nach Mullogh ein.

Er kam näher, und als er die Frau fast erreicht hatte, erkannte Mrs. Featherhead in ihm das Lieferauto des Lebensmittelhändlers Ascott. Sie hatte den Mann noch nie leiden können, aus diesem Grund zog sie sich auch zurück, so dass sie nicht entdeckt werden konnte. Erst als das Fahrzeug vorbei war, kam sie wieder vor und hatte auch einen Entschluss gefasst. Sie wollte dem Rat des Eisernen Engels folgen, zu Herbie Reynolds gehen und mit ihm über alles reden. Vielleicht konnte sie ihn doch überzeugen. Wenn nicht, sollte er mit zu ihr kommen oder sich mit den Polizisten aus London in Verbindung setzen. Bis zur Polizeistation hatte sie es nicht weit. Das Gebäude lag praktisch schräg gegenüber. Die Lampe an der Haustür leuchtete schwach. Ihr Licht wurde vom Regen aufgesaugt. Manche Tropfen sahen aus wie glitzernde Perlen.

Clara Featherhead war sehr vorsichtig, als sie die Straße überquerte. Sie rechnete mit der Glätte des Kopfsteinpflasters, zudem trug sie hochhackige Schuhe, und da war es nicht einfach, immer die Balance zu halten. Hoffentlich war Reynolds auch da. In der letzten Zeit pausierte er oft und ging während der Dienstzeit nach Hause.

Ja, hinter den Scheiben brannte Licht. Sie sah den schwachen gelben Schimmer.

Als Clara Featherhead in die Deckung der Eingangsnische gelangte, schüttelte sie sich und nahm die beiden Stufen, bevor sie die Tür aufstieß. Wie damals kam sie sich vor, als sie die Meldung über das geigenspielende Mädchen gemacht hatte.

Herbie Reynolds war anwesend. Er lag in seinem Schreibtischstuhl, hatte die Beine hochgestützt und schlief. Aus

seinem Mund drangen leise Schnarchtöne. Er merkte nicht einmal, dass ein Besucher den Dienstraum betreten hatte.

»So habe ich das gern«, flüsterte die Witwe. »Schlafen und den lieben Gott eine guten Mann sein lassen. Aber da hast du dich geschnitten, mein Freund, das sage ich dir.« Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sie mit der flachen Hand auf den Schreibtisch schlug und Herbie Reynolds schlagartig aufwachte. Er schoss hoch, als hätte ihm jemand eine Nadel in eine Pobacke gestochen. Verwirrt schaute er sich um.

»Ich bin es, Mr. Reynolds.«

Der Beamte wischte sich den Schlaf aus den Augen und fuhr mit zehn Fingern durch das Haar. »Sie?« fragte er.

»Sogar in Lebensgröße, Sie Schläfer.«

Reynolds lachte. »Was heißt hier Schläfer? Schließlich muss ich doppelten Dienst schieben.« Er wurde sauer. »Sie haben es gerade nötig, mit mir herumzustreiten. Wie kommt es eigentlich, dass man Sie schon entlassen hat, Mrs. Featherhead?«

»Weil ich nicht krank bin.«

Reynolds lachte. »Das weiß ich besser.«

Die Witwe ahnte, dass sie wohl den falschen Weg eingeschlagen hatte. Aus diesem sturen Kerl würde sie erstens nichts herausbekommen, und zweitens gelang es ihr wohl kaum, ihn zu überzeugen, welch eine Gefahr dem Ort drohte.

»Sie sollten mir zuhören. Mr. Reynolds.«

»Ihnen?« Der Beamte nahm endlich seine Füße vom Schreibtisch. »Wer Ihnen zuhört, ist selber schuld. Sie sind doch die Klatschbase des Ortes. Eine Lokalzeitung brauchen wir gar nicht. Sie stellen sich einmal am Tag auf die Straße und erzählen alle neuen Gerüchte, die Sie über Ihre Nachbarn wissen.« Er nickte heftig. »Das wollte ich Ihnen schon immer mal gesagt haben.«

»Ich glaube fast, dass wir Sie nach London bringen müssen,

Reynolds.«

»Werden Sie nur nicht beleidigend.«

»Und was haben Sie vorhin von mir gesagt?«

»Das entsprach den Tatsachen.«

»Schade, dass ich keine Zeit habe, sonst wäre ich darauf zurückgekommen, aber...«

»Dann gehen Sie schon! Stehlen Sie mir nicht meine Zeit.«

»Damit Sie weiter schlafen können, wie?«

Herbie Reynolds Gesichtsfarbe wechselte zu einem tiefen Rot. Er stand kurz vor der Explosion. Das merkte auch Mrs. Featherhead und machte einen Rückzieher.

»All right, Mr. Reynolds, kommen wir zur Sache.«

»Nein, verschwinden Sie!«

»Wenn ich das tue, sind Sie und alle anderen Bewohner von Mullogh verloren.«

Die Frau hatte so ernst gesprochen, dass selbst der ihr skeptisch gegenüberstehende Polizist misstrauisch wurde. »Was haben Sie da für einen Unsinn erzählt?«

Mrs. Featherhead beugte sich ziemlich weit vor und brachte ihr Gesicht bis dicht an den Schreibtischrand. »Ich habe Ihnen gesagt, dass wir verloren sind, wenn wir nicht etwas tun.«

»Aha. Und weshalb sind wir verloren?«

Die Witwe drückte sich wieder zurück, holte einen Stuhl und nahm darauf Platz. »Das will ich Ihnen gern erzählen, Mr. Reynolds. Und hören Sie mir bitte zu, denn nichts von dem, was ich Ihnen sage, ist erlogen. Gar nichts.«

Sie begann. Und sie redete sehr deutlich, wenn auch nicht überlaut. Sie begann noch einmal mit der Entdeckung des geigenspielenden Mädchens, mit dem Besuch der beiden Polizisten fuhr sie fort und kam danach erst zu den ungemein wichtigen Dingen.

Zunächst hatte Herbie Reynolds noch milde gelächelt. Im Laufe der

Zeit änderte sich sein Gesichtsausdruck immer mehr. Aus dem Lächeln wurde ein überhebliches Grinsen, auch dieses verschwand und machte einem ärgerlichen und gleichzeitig wütenden Ausdruck Platz, der sich auch nicht mehr wegwischen ließ.

Schließlich war er es, der mit der Faust auf den Tisch schlug. »Und das wollen Sie mir unter die Weste schieben, Mrs. Featherhead? Sagen Sie mal, sind Sie wirklich noch normal? Piept es bei Ihnen im Schädel nicht?«

»Mr. Reynolds...«

»Nein, jetzt rede ich!« schrie der Mann und sprang in die Höhe. »Das ist eine Unverschämtheit, die ich mir hier von Ihnen bieten lassen muss. Haben Sie verstanden? Eine Unverschämtheit ist das.«

»Es entspricht aber den Tatsachen.«

»Die Sie auch beweisen können?«

»Sicher.«

Reynolds stemmte seine Hände auf die Schreibtischplatte. »Und wo, bitte sehr, wollen Sie etwas beweisen?«

»Ich kann Ihnen sogar drei Beweise liefern. Erstens sehen Sie bei mir in der Wohnung die Reste des Glasmonsters, zweitens können Sie mit den beiden Polizisten reden, wenn Sie wollen, und drittens macht es mir nichts aus, mit Ihnen zu den Landers zu gehen und Helen zu befragen. Suchen Sie sich eines aus.«

Reynolds beugte sich wieder zurück. Sein Mund weitete sich dabei. Es sollte wohl ein Grinsen werden, was ihm nicht ganz gelang. »Es gäbe da noch eine vierte Möglichkeit, Mrs. Featherhead«, sagte er mit einer unnatürlich sanften Stimme.

»Und welche?«

Sein Zeigefinger schoss vor wie ein Speer. »Diese Möglichkeit betrifft Sie!«

»Mich?«

»Jawohl, Sie. Ich werde Sie nämlich einsperren, Mrs. Featherhead.

Sie sind gemeingefährlich und gehören hinter Gitter. Das ist meine Antwort.«

Die Witwe wusste nicht, was sie sagen sollte. Kreidebleich war sie geworden und schnappte dabei nach Luft.

»Das... das ist ja eine Unverschämtheit«, pumpte sie förmlich hervor.

»So etwas hat mir noch nie jemand zu sagen gewagt.«

»Dann wurde es mal Zeit.«

»Nein, Reynolds, nein...«

»Mister, bitte!«

»Also gut, Mr. Reynolds, Sie haben Ihre Meinung gesagt. Ich hätte es mir denken können und ärgere mich jetzt, dass ich die Zeit für einen Besuch bei Ihnen verschwendet habe. Ich hätte wirklich verschwinden sollen. Auch zu Fuß bei diesem Regen. Wer weiß, vielleicht ist es jetzt schon zu spät, denn wir sitzen auf einem Pulverfass.«

»Sie werden gleich in der Zelle sitzen!« Der Polizist setzte sich in Bewegung und kam um den Schreibtisch herum. Dabei zog er seinen Uniformrock glatt, der sich über seinen Kugelbauch spannte. »So haben wir nicht gewettet. Sie platzen hier herein und erzählen Schauermärchen. Ich werde Ihnen etwas anderes...«

»Rühren Sie mich nicht an«, unterbrach Mrs. Featherhead den Mann scharf. »Ich tue das, was meine Pflicht ist. Man hätte sie wirklich in London lassen sollen.«

Er zog sie vom Stuhl hoch. Clara Featherhead wollte noch zur Seite ausweichen. Es gelang ihr nicht mehr, der jüngere Mann war einfach schneller. Am Handgelenk hatte er sie erwischt.

»Jetzt geht es in die Zelle! Ich werde mich sofort danach mit London in Verbindung setzen und dafür einsetzen, dass man Sie Wahnsinnige wieder wegschafft.«

»Sie machen einen Fehler, Reynolds.«

»Ganz bestimmt, klar, den mache ich. Nein, den habe ich schon gemacht. Ich hätte Ihnen gar nicht zuhören sollen, das wäre am allerbesten gewesen. Ich bin wirklich ein Trottel.«

Während dieser Worte hatte er die Frau nicht losgelassen. So sehr sie sich auch einstimmte, gegen die Kraft des viel jüngeren Mannes kam sie nicht an.

Die Zellen lagen auf einer Ebene. Der Raum schloss sich an das Dienstzimmer an. Getrennt waren die beiden nur durch eine Tür. Mit der freien Hand zog Reynolds die Tür auf.

Dahinter lag ein Gang, in dem nur mehr die Notbeleuchtung brannte. Drei schwache Lampen schufen ein mieses Licht.

Es gab drei Zellen. Sie lagen nebeneinander und hätten in jeden Western gepasst, da es nur mehr Gitterkäfige waren.

»Reynolds, überlegen Sie es sich.«

»Das habe ich schon, Mrs. Featherhead. Keine Angst, ich weiß genau, was ich tue.«

»Sie machen Fehler über Fehler.«

»Lassen Sie das meine Sorge sein. In welche Zelle wollen Sie? Heute haben Sie die freie Auswahl.«

»In keine.«

»Dann stecke ich Sie in die erste.« Mit einem Ruck schleuderte Reynolds die Frau an sich vorbei, damit sie, wenn sie flüchten wollte, zunächst ihn passieren musste.

Den Zellschlüssel trug er bei sich. Zusammen mit den beiden anderen hing er an einem Bund. Herbie Reynolds war ein Routinier. Mit einem Griff hatte er den richtigen Schlüssel gefunden, hielt die Frau noch immer fest und schloss auf.

Mrs. Featherhead sagte gar nichts mehr. Sie hatte eingesehen, dass es sinnlos war, den Mann mit Worten überzeugen zu wollen. Da mussten Taten folgen, aber die konnten verdammt schlimm werden, wie sie aus eigener Erfahrung wusste.

Wenn sich die Erde erst einmal auftat, war es wie das Ende der Welt. Sie würden aus der Tiefe kommen. Zwar keine lebenden Toten, aber Wesen, die ebenso schlimm waren. Schlamm- und Kristallmonster aus einem längst versunkenen und fast vergessenen Kontinent, dessen Erbe die Zeiten leider überdauert hatte.

Die Tür quietschte in den Angeln, als sie von Reynolds aufgezogen wurde. »So, rein mit Ihnen.«

»Haben Sie es sich auch gut überlegt?«

»Verdammt, noch mal, ich...« Reynolds stoppte mitten im Satz. Und nicht nur das, er ließ die Frau sogar los, denn er hatte etwas gesehen, das man mit dem Wort unwahrscheinlich umschreiben konnte. Der Zellenboden bewegte sich!

Obwohl das Licht nur einen spärlichen Schein abgab, war es deutlich zu erkennen. Der Boden der ersten Zelle warf gewisse Wellen, als würde jemand von unten gegen ihn drücken.

Mrs. Featherhead hatte noch nichts gesehen. Sie stand zu weit entfernt und fragte: »Haben Sie es sich überlegt, Mr. Reynolds?«

»Ach, verdammt.« Der Polizist schluckte. »Schauen Sie sich mal den Boden an.«

Die Witwe trat näher - und wurde blass. »Das ist es!« hauchte sie. »Das ist das, von dem ich gesprochen habe.«

»Was?«

»Die Monstren kommen.«

Reynolds blieb vor Schreck der Mund offen.

Mrs. Featherhead konnte ihre nächste Bemerkung einfach nicht mehr zügeln. »Und mich haben Sie in eine Anstalt stecken wollen. Ausgerechnet mich, wo ich so ziemlich als einzige Bescheid weiß. Es ist zu spät, Reynolds. Sie hätten früher auf mich hören sollen. Viel früher, mein Lieber. Und hören Sie mal...«

Der Polizist starrte die Witwe an, die ihren rechten Zeigefinger in die Höhe gehoben hatte, ein Zeichen, dass auch sie lauschte. Herbie

Reynolds wurde still. Nach einer Weile flüsterte er: »Tatsächlich, da spielt jemand Geige.«

»Ich weiß auch, wer es ist«, gab die Frau ebenso leise zurück. »Julia Landers oder Sarina, ganz wie Sie wollen, Mister. Sie spielt Geige, und sie ist es, die den Schrecken an die Oberfläche lockt, der noch in der Tiefe lauert. Noch, habe ich gesagt, aber er ist schon auf dem Weg zu uns. Sehen Sie sich nur den Boden an, Reynolds. Wirft er keine Wellen? ja, er bewegt sich. Er gerät in Wallung.« Sie begann zu lachen und rieb sich die Hände. »Bald wird er aufplatzen und das Grauen entlassen, mein lieber Reynolds. Das Grauen...«

Der Beamte, stand da und schwitzte. Sagen konnte er nichts. Er schaute die Witwe nur an, und seine Augen wurden immer schmaler, bis sie nur mehr Sicheln waren. »Sie wissen es, nicht wahr?«

»Ja, ich weiß es!«

»Verdammt, was haben Sie da gemacht, Alte? Los, reden Sie!«

Er war wie von Sinnen. Seine Arme schossen vor. Die zehn Finger verhakten sich in der Schulter der Frau, und er schüttelte Mrs. Featherhead so hart durch, dass sie immer wieder gegen die Wand gestoßen wurde. Die Witwe bekam Angst.

»Hören Sie auf, Mann!«

»Nein!« schrie der andere. »Nein, verdammt! Ich will wissen, was da geschehen ist. Und du weißt es, verfluchte Hexe!« Er zog sie vor, drückte sie zurück, und Mrs. Featherhead schlug des Öfteren mit dem Hinterkopf gegen die Wand.

Als der Mann merkte, was er da angerichtet hatte, war es schon fast zu spät. Die Frau sackte vor ihm zusammen. Er musste rasch zugreifen, sonst wäre sie zu Boden gekippt.

»Was ist los?« Clara stöhnte nur.

Reynolds fluchte. Er hatte die Beherrschung verloren, und das verzieh er sich nicht. Dabei waren andere Dinge wichtiger. Der Mann ließ die Witwe los und drehte sich um.

Durch die offenstehende Gittertür schaute er in die Zelle. Hatte der Boden vorhin Wellen geworfen, so vibrierte er jetzt, als würde eine Maschine ihn durchschütteln. Auch ohne genaue Kenntnisse zu haben, wusste der andere sofort Bescheid.

Hier stand der Grund dicht vor dem Ausbruch!

Und er brauchte nicht einmal lange zu warten. Urplötzlich geschah es und mit einer wahren Urgewalt. Dabei hatte das Unheil nicht allein den Boden der ersten Zelle erfasst, auch den der beiden anderen. Es war zu vergleichen mit einem Erdbeben oder dem Ausbruch eines Vulkans. Kräfte gerieten in Freiheit, die von keinem Menschen mehr gesteuert oder in Bahnen gelenkt werden konnten.

Die Zelle wurde zum Tollhaus magischer Energien.

Reynolds sah die rote Wolke, die aus den Öffnungen strömte und soviel Kraft besaß, dass sie sogar die Gitter aus der Verankerung riss. Vom Geigenspiel des Mädchens hörte er nichts mehr, seine Blicke galten dem Verhängnis, das nicht mehr zu stoppen war und wogenartig über ihn hereinbrach.

Mit dem Schleim kamen die Steine und Gitterstäbe. Mehr als kopfgroße Stücke, dazu harter Estrich, das alles fand seinen Weg, wurde von dem Schleim abgesondert und machte vor den beiden Menschen nicht halt. Die Witwe und der Polizist wurden getroffen.

Der Mann härter. Steine krachten gegen seinen Körper, sie verschonten auch den Kopf nicht, er spürte das Blut, das aus den Wunden rann und sah alles wie durch einen roten Nebel.

War es Nebel aus Blut oder aus Schleim?

Darauf eine Antwort zu finden, war ihm nicht möglich, denn abermals krachte etwas auf seinen Kopf. Der Polizist merkte einen rasenden, intensiven Schmerz, wie er ihn überhaupt nicht kannte. Dieser Schmerz war es, der ihn in einen tiefen Schacht katapultierte, aus dem es kein Erwachen mehr gab.

Das bekam auch Mrs. Featherhead mit. Sie hatte sich wieder etwas

erholt. Zudem tat auch der Schock über die Ereignisse das Seine. Da sie wusste, was auf sie zukommen würde, reagierte sie anders als Herbie Reynolds. Sie schrie nicht, sie war nicht in Panik erstarrt, sie versuchte nur, so rasch wie möglich dieser Hölle zu entkommen. Auch sie wurde getroffen.

Es waren harte Treffer, die ihren Körper malträtierten. Die Gewalten hatten den Boden nicht nur aufgerissen, sondern ihn auch geteilt. Da wurden sogar Gitter zur Seite gebogen, als bestünden sie nur mehr aus Pappröhren.

Ein Stab traf den Polizisten. Dabei wusste die Frau nicht, ob er es überhaupt bemerkt hatte, denn sein Gesicht war bereits blutüberströmt, und aus seinem Mund drang ein Röcheln, das schon mehr den letzten Atemzügen eines Menschen glich.

Nach dem letzten Treffer verstummte das Röcheln.

Da war der Frau klar, dass sie dem Mann nicht mehr helfen konnte. Keiner konnte mehr etwas für ihn tun.

Und die Woge kam. Blutrot zuerst, wenig durchsichtig, aber Sekunden später, als sie sich aufgerichtet hatte, sah die Frau in diesem Schleim eingeschlossen die schaurigen Gestalten. Wesen, die nur mehr einen fernen Vergleich mit denen eines Menschen standhielten. Gestalten, die man die Vergessenen genannt hatte, und so sahen sie der Witwe auch aus.

Noch lebte sie, und sie wusste selbst nicht, woher sie die Energie nahm, um sich fortzubewegen. Durch ihren Körper schien ein Ruck zu gehen. Die Kraft, sich auf die Füße zu stemmen, hatte sie nicht mehr, und so kroch sie auf allen vieren vor der Schleimwolke weg, denn die Tür zum Dienstzimmer stand offen.

Mrs. Featherhead schaffte es. Sie drückte ihren Körper über die Schwelle, schrie, keuchte und sprach in einem, ohne von jemandem gehört zu werden.

Sie erreichte das Dienstzimmer. Längst waren ihre Strümpfe

zerschlissen, in Fetzen hingen sie von den Beinen, was die Frau nicht weiter störte. Wenn sie die Tür erreichte und nach draußen kam, konnte sie dieser Hölle vielleicht entfliehen.

Ohne Hilfe schaffte sie es nicht, auf die Beine zu kommen. Sie brauchte eine Stütze und sah ganz in der Nähe den Schreibtisch des Polizisten. Schwerfällig hob sie den Arm. Ihre Finger umklammerten die Kante. Clara Featherhead biss die Zähne zusammen. Aus ihren Augen rannen Tränen. Sie vermischten sich mit dem Schweiß auf ihrem Gesicht, und sie fühlte die Mattheit in ihrem Körper.

Wenn du jetzt aufgibst, bist du verloren! Dieser Gedanke durchzuckte sie wie ein Stromstoß. Deshalb riss sie ihre physischen und psychischen Kräfte zusammen, um sich auf die Beine zu stemmen. Sie schaffte es. Plötzlich stand sie, lachte schrill und wusste nicht, weshalb, denn das Zimmer tanzte vor ihren Augen.

Da bewegten sich die Wände, sie wurden zu einem Kreisel aus zahlreichen Farben, rückten näher, und der Schwindel, der die Frau gepackt hielt, trieb sie nach vorn. Genau auf die Wände zu. Das jedenfalls dacht sie.

Während hinter ihr eine Hölle losgebrochen war und sich das Grauen immer mehr näherte, warf sich die Witwe vor, um nach der Wand zu greifen.

Sie war nur Illusion. Clara Featherhead griff ins Leere. Sie bekam das Übergewicht und prallte zu Boden.

Es war ein wuchtiger, ein harter Aufschlag. Sie spürte ihn nicht nur im Gesicht, auch auf der Stirn und sah tatsächlich so etwas wie Sterne aufblitzen. Nur bewusstlos wurde sie nicht.

Sie hielt sich, sie wollte weitermachen, sich wieder aufstemmen, denn die Tür nach draußen war nicht mehr allzu weit entfernt, das sah sie, als sie ihre Augen weit aufriss.

Nur ein Yard, vielleicht zwei...

Jetzt schob sie sich über den Boden. Blut rann aus den

Nasenlöchern, und hinter ihr bahnte sich der Schleim, in dem die Monstren eingepackt waren, seinen Weg.

Die Hölle konnte nicht schlimmer sein.

Zoll für Zoll kroch die verzweifelte Frau weiter. Dass ein Telefon schrillte nahm sie gar nicht wahr. Die Tür war jetzt wichtiger, der Weg in den Regen, in die kühle Luft und damit auch in die Freiheit. Ein Irrtum!

Urplötzlich wurde die Tür von außen aufgestoßen. Sie hatte einen kräftigen Schlag erhalten.

Auf der Schwelle stand Julia, die Tote. Und sie lächelte, während der Bogen über die Saiten der Geige strich...

Sie war wieder da, und sie machte sich bemerkbar. Wie ein Gespenst erschien sie in den feinen Regenschleiern am Beginn der Hauptstraße. Sie wusste, dass die Zeit reif war und sie nichts mehr abhalten konnte.

Nur eins musste sie noch. Spielen!

Das tat sie auch. Sie nahm die Geige in die linke Hand, hob den Arm hoch und stemmte die Höhlung des Instruments gegen ihren Hals. Dann hob sie den Bogen, der wie ein Windhauch über die Saiten des Instruments strich, und ihm die ersten Klänge entlockte. Es waren genau die Melodien, die sie so sehr liebte. Schrill, anders, von einer fernen, vergessenen, untergegangenen Welt erzählend und auch von anderen Zeiten.

Der Regen hüllte sie ein wie ein Vorhang. Grau in Grau sah die Umgebung aus. Die Häuser waren nur mehr als Schatten zu erkennen. Hinter manchen Fenstern brannte Licht. Die gelben Rechtecke wirkten innerhalb der Tristesse wie kleine Inseln.

Julia schritt durch den Regen. Sie ging barfuß. Es machte ihr nichts aus, dass die Füße mit der aufgeweichten Erde bedeckt waren, die hin und wieder von kleinen Wasserstrudeln abgespült wurde. Das

Haar glänzte nass. Die einzelnen Strähnen hingen wie feuchte Streifen rechts und links der Wangen. Wasser perlte über ihre Haut. Eng und nass lag die weiße Kleidung an ihrem Körper.

Aber sie spielte...

Nichts konnte sie aufhalten, es gab keinen Grund, sie in ihrem Spiel zu unterbrechen. Die für menschliche Ohren disharmonischen Melodien schienen von den einzelnen Regentropfen getragen zu werden, damit sie auch die Ohren der Zuhörer erreichten. Das gelang auch, aber kein Dorfbewohner traute sich nach draußen.

Die Menschen blieben in ihren Häusern, die im Grau des Tages und des herabfallenden Regens wie geduckt wirkten, als hätten sie vor den Mächten und Elementen der Natur Angst.

Hin und wieder durchbrach ein Schatten die quadratische und verwaschene Helligkeit eines Fensters. Ein kurzer Stopp an der Scheibe, vielleicht ein Blick nach draußen, dann das hastige Zurückziehen. Das Geigenspiel der Julia Landers hatte gewirkt. Die Menschen spürten, dass etwas gekommen war, dem sie nichts entgegensetzen hatten. Auch konnten sie sich das Phänomen nicht erklären. Es war da, es drang weiter vor, es lebte...

Und Julia spielte. Manchmal, wenn sie mit ihren gleichmäßigen Schritten weiterging, legte sie den Kopf schräg. Dann schaute sie über die Geige hinweg, sah den fallenden Vorhang aus Sprüh, und um ihre Lippen zuckte ein Lächeln.

Sie wusste genau, dass man auf sie wartete. Ihr war bekannt, wer in den Tiefen der Erde lauerte, dass es die Wesen waren, mit denen sie schon einmal Bekanntschaft geschlossen hatte.

Eine Rückkehr stand dicht bevor. Sie brauchte nur mehr zu spielen und den Bogen über die Saiten gleiten zu lassen.

Die schrille Musik der Geige war der Ruf. Er würde in die entferntesten Tiefen dringen und die hervorlocken, die in einem langen, tiefen Schlaf lagen.

Die Vergessenen waren nicht vergessen...

Und so ging sie weiter. Schritt für Schritt näherte sie sich ihrem ersten Ziel. Eine gespenstische Gestalt im dünnen Sprüh des Wassers. Einsam und dennoch froh, wieder die zu werden, die sie einmal gewesen war. Damals, vor mehr als 10.000 Jahren. In einem Land, so wunderbar, dass einige Menschen es mit dem Paradies verglichen hatten. Ein Land, inmitten einer Welt der Primitiven. Noch vor der minoischen Kultur und vor der griechischen hatte es dieses Land gegeben, das leider versunken war.

Aber Atlantis lebte. In ihr, in diesem Mädchen, und jeder Schritt brachte die Botschaft näher an die Menschen.

Keine frohe, keine gute, eine Botschaft des Schreckens, denn auch das Böse hatte überlebt. Wie das Gute, beide waren einfach nicht auszumerzen.

Schrill wurden die Klänge der Geige, noch schriller als zuvor. Wieder wehten ihre Klänge durch den Regen und schienen den dicken, grauen Wolken entgegenzutreiben.

Und sie ging weiter. Nichts hielt sie auf.

Wie ein weißes Gespenst erschien sie aus den Regenschleiern. Die Melodien wehten voran, sie kündeten von ihrem Kommen, und Julia hatte mittlerweile die Mitte des kleinen Ortes erreicht. Hier blieb sie stehen.

Nicht weit entfernt lag das kleine Rathaus, das einzige Hotel in Mullogh, dann die Polizeistation, und sie war das Ziel der wandernden und geigespielenden Julia.

Dort sollte es beginnen!

Sie drehte sich so, dass sie auf das Gebäude schauen konnte. Es brannte Licht hinter den Scheiben, auch die kleine Laterne an der Tür gab einen blassen Schimmer ab.

Es war jemand da. Und er würde bestimmt nicht überleben, wenn die Erde aufbrach und die Vergessenen kamen. Ihr damaliges

Totenlied, heute gespielt von Julia, wurde zum Ruf des Erwachens. Julia hatte die Richtung geändert. Sie schritt auf das Haus zu. Der Wind trieb den dünnen Regen nicht mehr frontal gegen ihr Gesicht, sondern von der Seite her. Sie spürte die Nässe nicht, denn sie war ihr egal. Für Julia zählte allein der Erfolg.

Und so ging sie weiter. Yard für Yard legte sie zurück. Die Hauswand rückte näher, sie sah die Treppe, die sie nur mehr hochzugehen brauchte, um ihr erstes Ziel zu erreichen.

Sie sah es nicht, sie spürte das Rumoren unter der Erde. Für einen normalen Menschen wäre es nicht möglich gewesen, etwas zu empfinden. Julia merkte es. Da tat sich einiges.

Die Vergessenen waren erwacht. Und sie ging die Stufen hoch. Dabei spielte sie weiter. Der Bogen tanzte über die Saiten, manchmal streichelte er nur, dann wurde er tiefer gedrückt, danach wirbelte er, und die Töne wurden schriller und lauter.

Die Geige lockte, sie wollte etwas sagen. Die Monstren sollten kommen, aus der Tiefe hervorstiegen und endlich ihr Erbe antreten. Julias Sargmusik bereitete ihnen den Weg.

Dann trat sie ein. Sofort schaute sie nach rechts. Über ihr Gesicht lief ein Strahlen, denn sie hatte genau gesehen, was geschehen war. Die Vergessenen hatten die Erde verlassen.

Für Mrs. Featherhead, die Frau am Boden, hatte Julia Landers keinen Blick. Sie wurde zu einem der Opfer. Viele sollten noch folgen...

Der Strahl meiner Lampe stach tatsächlich wie eine helle Lanze nach unten, und er enthüllte uns ein grauenhaftes Bild. Zum Glück hatte sich Mrs. Landers wieder gefangen. Sie schrie nicht mehr. Statt dessen stand sie da, war noch blasser geworden, hielt sich an den Zweigen der Büsche fest und hatte eine Hand vor ihren Mund gepresst.

Im Sarg lag Julia, ihre Tochter!

Oder das, was die Verwesung von ihr noch übriggelassen hatte. Ein Skelettkopf, der noch nicht völlig blank war und deshalb ein so grauenhaftes Bild bot.

Ich musste mich aber überzeugen und veränderte die Richtung des Lampenstrahls. Dabei schritt ich um das Grab herum, so dass ich den Sarg ganz ausleuchten konnte.

Das Totenhemd war nicht mehr vorhanden. Vielleicht einige Fetzen noch, sonst nichts.

Ich leuchtete sehr genau. Auch mir schlug dieser Anblick auf den Magen, aber ich musste so intensiv nachsehen, um feststellen zu können, ob ich es mit einem Zombie zu tun hatte oder nicht.

»Sie scheint echt zu sein«, sagte Suko.

Die Worte hatte auch Helen Landers gehört. »Natürlich ist sie echt!« rief sie. »Was haben Sie denn gedacht?«

Wenn sie schon so fragte, sollte sie auch eine Antwort bekommen.

»Wir dachten da an einen Zombie.«

»Nein!«

Ich hob die Schultern. Ein Zombie war Julia also nicht. Wenn ich an Mrs. Featherheads Aussagen dachte, konnte ich es mir auch kaum vorstellen, denn sie hatte Julia als einen fast normalen Menschen beschrieben, der Geige spielte.

Das Skelett strafte diese Aussage Lügen.

Ich wandte mich an Suko. »Du kannst den Deckel wieder draufsetzen, Alter.«

»Wüsste nicht, was ich lieber täte.«

Ich wandte mich ab, holte die Schachtel mit den Zigaretten hervor und zündete mir ein Stäbchen an. Mit dem Handrücken schützte ich die Glut vor dem Regen.

Der Anblick war mir auf den Magen geschlagen, daran gab es nichts zu rütteln. Es war schwer, sich an so etwas zu gewöhnen. Ich

jedenfalls würde es nie schaffen.

Ich rauchte, blies den Qualm in den Regen und hörte die unregelmäßigen Schritte der Helen Landers. Neben mir blieb die Frau stehen. Ich drehte den Kopf und schaute in ihr nasses Gesicht mit den großen, fragenden Augen. »Sind Sie jetzt schlauer, Sir?«

»Ja, Mrs. Landers.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

Ich hob die Schultern. »Es ist schwer, Ihnen die Zusammenhänge zu erklären, aber ich weiß jetzt, dass ich es nicht mit einem Zombie zu tun habe, sondern mit einer Wiedergeburt aus dem alten Atlantis. Diese Reinkarnation hat einen Körper bekommen, der ebenso aussieht wie der ihrer leider verstorbenen Tochter.«

»So ist das«, sagte sie.

Ich lächelte. »Haben Sie mich denn verstanden?«

»Nein.«

»Sie sind wenigstens ehrlich, Mrs. Landers.«

»Danke, davon habe ich nur in diesen Augenblicken nichts. Aber mir ist etwas anderes aufgefallen.«

»Und das wäre?«

»Die Geige ist verschwunden!«

Das überraschte mich. Für einen Moment sagte ich nichts. Dabei hatte ich den Sarg ausgeleuchtet, aber an die mit in das Grab gegebene Geige hatte ich nicht gedacht.

»Haben Sie das nicht bemerkt, Sir?«

Jetzt war ich ehrlich. »Nein!«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wie es kommt und wer die Geige aus dem Sarg geholt hat. Ich war es jedenfalls nicht. Und das Grab sah mir auch nicht aus, als wäre es geöffnet worden.«

»Woher stammt das Instrument?« Ich zog noch einmal an der Zigarette und trat die feuchte Kippe in den Lehm.

»Julia hat es sich selbst gekauft.«

»Sie wissen also nicht, bei wem sie es erworben hatte?«

»Nein, eines Tages kam sie mit dem Instrument. Wir haben noch gelacht, doch Julia sah es anders. Sie sagte, ihr werdet euch wundern. Ich kann Geige spielen, ohne das ich es zu lernen brauchte.« Helen Landers hob die Schultern. »Wenig später verging uns das Lachen. Julia setzte sich tatsächlich hin und spielte. Eine Erklärung fanden weder mein Mann noch ich. Wir nahmen es hin.«

»Und Julia?«

»War glücklich, Mr. Sinclair. Sie war wirklich ein glückliches Mädchen. Abends, wenn die Dunkelheit schon früh hereinbrach, saßen wir oft zusammen und baten sie, auf der Geige zu spielen. Das tat sie jedes Mal mit einer wahren Euphorie.«

»Was kam dabei heraus?«

»Sie spielte alles. Vom Volkslied über Opernmelodien bis hin zu konzertanten Stücken, die von dem Teufelsgeiger Paganini komponiert worden waren. Es war unglaublich.« Helen lächelte verloren. »Wir suchten nach Erklärungen und fanden immer nur eine. Julia war eben ein Naturtalent. Das sagte auch mein Mann.«

»Jetzt wissen Sie ja besser Bescheid.«

»Obwohl ich es noch immer nicht glauben kann, Mr. Sinclair. Mein Gehirn weigert sich einfach, diese Tatsachen zu akzeptieren, da sie völlig aus dem Rahmen fallen.«

Da gab ich ihr recht. Nur hatte es keinen Sinn, weiter darüber zu diskutieren. Wir mussten die Tatsachen so nehmen, wie sie nun einmal waren.

Suko war aus dem Grab geklettert und kam zu mir. Ich leuchtete ihn mit der Lampe an. Durch den Strahl fielen die zahlreichen Regentropfen und spülten auch den Lehm von Sukos wetterfestem Parka.

»Mehr konnte ich nicht tun«, sagte er.

»Und was haben Sie jetzt vor?« fragte Helen. In ihrer Stimme lag

eine bange Erwartung.

»Wir werden Ihre Tochter suchen, Mrs. Landers.«

»Das habe ich mir gedacht. Was geschieht denn, wenn Sie Julia gefunden haben?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Werden Sie sie töten?«

Ich schluckte. Es war eine Suggestivfrage, die man mir da gestellt hatte. Sollte ich sie töten? Nein, ich war dagegen, aber manchmal gab es keine anderen Möglichkeiten. Die Gestalt des Mädchens war mit einem Fluch beladen.

Suko hatte eine Idee. »Vielleicht reicht es, wenn wir die Geige zerstören. Dann kann sie durch ihr Spiel niemand mehr herbeilocken.«

»Das reicht nicht.«

Weder Mrs. Landers noch ich hatten die Antwort gegeben. Gesprochen hatte ein anderer. Wir kannten beide die volltönende Stimme, wussten aber nicht, wo wir sie einordnen sollten.

Da sahen wir die Gestalt.

Aus den Regenschleiern löste sie sich. Sie wirkte im ersten Augenblick unnatürlich groß und auf gewisse Art und Weise angsteinflößend. An meiner Schulter spürte ich die sich festklammernden Finger der Helen Landers, doch ich lächelte und sprach ihr beruhigend zu. »Vor ihm brauchen Sie keine Angst zu haben, meine Liebe. Ich kenne ihn. Er ist ein Freund von uns.«

Das war der Eiserne Engel tatsächlich!

Er kam noch weiter und blieb erst dann vor uns stehen, als er in der Lage war, uns die Hand zu reichen. Trotz des Regens und der schlechten Lichtverhältnisse sahen wir auf seinem Gesicht das Lächeln. Auch er war darüber hocherfreut, zwei Freunden gegenüberzustehen, und er reichte uns die Hand.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, und gleichzeitig wurde ich besorgt.

Der Eiserne Engel erschien stets dann, wenn die Gefahr sehr groß war und aus einer tiefen Vergangenheit kam. So wie jetzt... Man konnte ihn als eine schillernde Figur bezeichnen. Vielleicht die schillerndste, die ich in meinem bisherigen Leben kennen gelernt hatte. Das Alter des Eisernen zu bestimmen, war fast unmöglich. Aber er hatte schon zur Hochblüte des Kontinents Atlantis existiert und stand auf der Seite des Guten.

Einer seiner Hauptfeinde war der Schwarze Tod gewesen, nur hatte der Eiserne es nicht geschafft, ihn zu besiegen. Im Gegenteil, er hatte verloren und nur als einziger überlebt. Seine Streiter, die Vogelmenschen, waren in einem gnadenlosen Kampf vernichtet worden, den ich sogar erlebt hatte, als es mich aus der Gegenwart in die Vergangenheit verschlug. [\[2\]](#)

Der Eiserne blieb zurück, er überlebte auch den Untergang und kehrte ein in die Gegenwart, als er spürte, dass Atlantis' Spuren nicht gelöscht worden waren.

Er stellte sich auf unsere Seite. Durch ihn hatte ich die Schlucht der Stummen Götter kennen gelernt, die Geburtsstätte des Eisernen. Die Stummen Götter waren Feinde der Großen Alten, nur konnten sie nicht mehr in den Kampf eingreifen, weil ein unheimlicher Fluch sie in mehrere Felswände einschloss und damit bannte. Nur ihre Geister waren noch vorhanden, so dass es ihnen manchmal gelang, den Lebenden, den Erben, Tipps zu geben. Kämpfen aber mussten wir.

Der Eiserne begrüßte auch Suko. Wie meinem Partner, so fielen auch Mrs. Landers und mir der Stein auf, den der Eiserne um seinen Hals gehängt hatte.

Es war das magische Pendel!

Eine Waffe, die ihm gehörte, und die er sich wieder geholt hatte. Mit ihr war er in der Lage, die Erdgeister zu beschwören. Das Pendel sah aus wie ein zu Eis erstarrter Tropfen aus Blut. Manchmal, wenn die Gefahr nahe war, leuchtete es rot auf.

So wie jetzt.

Es gab einen matten Schein ab, für uns ein Beweis, dass wir uns in gewisser Hinsicht auf einem Boden bewegten, der jeden Augenblick »explodieren« konnte.

Helen Landers stand da und staunte. Das tat jeder, der den Eisernen zum erstenmal sah. Er sah aus wie ein Mensch, wobei sich die Frage stellte, ob man ihn wirklich als einen solchen bezeichnen konnte, denn welcher Mensch besaß schon Flügel?

Die hatte der Eiserne. Sie befanden sich auf seinem Rücken, und wenn er sie ausbreitete, erhob er sich geschmeidig in die Lüfte, obwohl er auch während seines Fluges noch immer wie eine Statue wirkte. Als Waffe trug er nicht nur das magische Pendel bei sich, sondern auch ein langes, breitklingiges Schwert mit großem Gewicht. Nur er konnte die Klinge führen. Ein Mensch bekam die Waffe kaum hoch, selbst Suko musste beide Hände einsetzen, um das Schwert vom Boden zu heben. Dass er zu uns gekommen war, bewies nicht nur, wie ernst ihm die Angelegenheit war, er war auch der einzige, der uns sicherlich eine Erklärung für die unheimlichen Vorgänge geben konnte. Und die wollte ich haben.

Ich schaute ihn an. Er wich meinem Blick nicht aus, während das Wasser in langen Tropfenbahnen über sein Gesicht rann und auch den Weg an seiner Gestalt entlang fand.

»Ich weiß, dass du Fragen hast, John Sinclair«, sagte er und nickte. »Deshalb bin ich gekommen. Ich will euch die Antworten geben, aber nicht nur das, denn es darf nicht passieren, dass die Vergessenen wieder zurückkehren. Sie sind dabei, das merke ich, denn das magische Pendel hat mich gewarnt.«

»Ja es stimmt«, erwiderte ich. »Kannst du eine Erklärung geben? Bleibt uns noch die Zeit?«

»Aber er muss sich beeilen.«

Wieder hörten wir eine andere Stimme. Und abermals wurden wir

überrascht, denn zwei weitere Freunde von uns erschienen aus den nieselnden Regenschleiern.

Myxin und Kara!

Ich schüttelte den Kopf. Im ersten Augenblick dachte ich daran, einen Traum zu erleben. Mit ihnen hätte ich wirklich nicht gerechnet, aber sie waren da, daran gab es nichts zu rütteln. Ihre Gestalten waren keine Einbildungen oder Hirngespinnste. Myxin und Kara standen in voller Lebensgröße vor uns.

Suko fand als erster die Sprache. Er begrüßte die beiden und umarmte sie. Auch ich hatte schließlich meine Überraschung überwunden. Das Lächeln auf meinem Gesicht hatten einen erlösenden Ausdruck bekommen. Alle drei bedachte ich mit meinen Blicken. Der Eiserne Engel stand in der Mitte. Von Myxin und Kara wurde er eingerahmt. Ein Bild, das ich selten oder noch nie in dieser Art gesehen hatte. Wenn sich alle drei einmischten, musste die Gefahr wirklich immens groß sein. Dann waren sie davon überzeugt, dass Suko und ich es allein nicht schaffen konnten.

Trotz des schlechten Wetters fühlte ich mich wohl. Tief atmete ich durch. Dabei hatte ich das Gefühl, von einem neuen Kraftstrom erfasst worden zu sein, der durch meinen Körper rollte.

Konnte jetzt noch etwas schief gehen?

Ich hörte Mrs. Landers hinter mir flüstern, ohne ihre Worte zu verstehen. Wahrscheinlich verstand sie diese selbst nicht, aber die Furcht hörte ich heraus.

Natürlich lagen mir Fragen auf der Zunge. Ich stellte sie an Kara und Myxin.

Die Antwort lag auf der Hand. Eigentlich hätte ich auch schon darauf kommen müssen. Kara und der kleine Magier hatten die Gefahr bemerkt. Myxin war es gelungen, durch die Totenmaske in die Vergangenheit zu schauen, und er hatte dort etwas gesehen, was für die Zukunft von Bedeutung war. Beide ahnten die Schrecken, und

beide waren sofort bereit, einzugreifen.

»Ja«, sagte auch Suko, »jetzt würde ich gern mehr über dieses Rätsel wissen. Haben wir noch Zeit?« Der Blick meines Partners war auf den Eisernen Engel gerichtet. Der nickte.

»Ich will euch berichten, wie alles gekommen ist.«

»Dann fängst du in der Vergangenheit an?« hakte ich nach.

»Das werde ich.« Nach diesen Worten begann der Eiserne Engel mit seinem Bericht.

Suko, Mrs. Landers und ich vergaßen die Unbillen des Wetters, denn der Eiserne erzählte so plastisch und beeindruckend, dass wir drei das Gefühl bekamen, keinen Bericht zu hören, sondern inmitten des Geschehens zu stehen...

Vergangenheit

In Atlantis rumorte es. Es war zu merken, dass der Untergang bevorstand. Die schwarzmagischen Kräfte hatten es einfach zu weit getrieben und einen gesamten Kontinent in ein Chaos des Bösen gestürzt. Zwar gab es noch einige Inseln des Guten, wo Menschen versuchten, sich gegen den Druck zu wehren, aber die Masse war einfach zu schwach, um gegen die anderen Kräfte anzukommen.

Auch viele Schwarzmagier spürten, dass sie den Bogen überspannt hatten. Sie hatten dann versucht, den Untergang aufzuhalten, es war ihnen trotz ihrer außergewöhnlichen Kräfte nicht gelungen und so wollten sie retten, was noch zu retten war.

Hauptgötzen waren die Großen Alten. Ihnen dienten zahlreiche Menschen, und die Großen Alten waren es auch, die letztendlich den Ausschlag für den Untergang des Kontinents gegeben hatten. Sie würden überleben, und so versuchten sie, zahlreiche Diener mitzunehmen.

Sie sollten in eine andere Dimension hineingeschleudert werden.

Im Unsichtbaren lauern, um an einem bestimmten Zeitpunkt zurückschlagen zu können. Das war gut vorbereitet, aber sie schafften es nicht, all ihre Diener mitzunehmen.

Man sann über andere Auswege nach, um das Erbe Atlantis' auch in die ferne Zukunft zu transportieren.

Es war die Zeit, wo sich auch Schwarzblütler untereinander bekämpften. Jeder wollte vor dem großen Untergang noch als Sieger dastehen und den anderen vernichtet wissen.

In diesem Chaos, in dieser Zeit der aufeinanderprallenden Magie gab es eine Gruppe, die sich um das alles nicht kümmerte. Man nannte sie damals schon die Vergessenen.

Und sie dienten zwei Götzen. Krol, dem Krakengott, und Gorgos, dem gläsernen Götzen, Herrscher über eine schreckliche Kristallwelt, während der andere der im Schleim Geborene war.

Zwei Mächtige, zwei Grausame, die auch überleben wollten und dies ihren engsten Dienern garantierten.

Sie hatten sich in einer finsternen Nacht am Ufer des Meeres getroffen. Schwarz wie die Seelen der Magier war das Wasser, das gegen den Strand der kleinen Bucht rollte. Weit im Hinterland grummelten die Vulkane. Sie spien noch nicht ihr Feuer in den Himmel, aber sie standen schon unter dem Enddruck, der den Untergang einleitete. In der Luft kämpfte der Schwarze Tod mit seinen Vasallen gegen Feinde aus schwarz-und weißmagischen Reihen. Es gab keine Regeln mehr. Alles war aufgehoben worden. Man versuchte zu retten, was zu retten war, und man wollte überleben. Auch die Schwarzblütler. Nur mehr das leise Rauschen der Wellen erfüllte die Bucht. Ansonsten war kein Geräusch zu vernehmen. Nichts deutete darauf hin, welches Unheil sich anbahnte. Es war noch nicht zu sehen, unsichtbar lauerte es über diesem Flecken Erde, aber es wartete darauf, hervorgelockt zu werden.

Am Himmel stand ein blasser Mond. Schleier aus Wolken machten

ihn zu einem verschwommenen Kreis. Weit im Hintergrund blitzten ein paar Sterne.

Als bestünden sie aus zahlreichen, tastenden, breiten Armen, so rollten die Wellen näher. Sie bekamen ihren Schub aus dem Meer, glitten an den Strand, überkugelten sich und liefen in langen Schaumstreifen aus, die den weißen Sand nässten.

Felsen schützten die Bucht von drei Seiten. Auch sie wirkten schwarz. Dabei waren sie sehr porös. An manchen Stellen so aufgerissen, dass feine Dampfschwaden ihren Weg fanden und träge über den Sand zogen, bevor sie zerflatterten.

Einmal flog ein Vogel herbei. Ein großes Tier, das, als es vom schwachen Mondlicht gestreift wurde, deutlicher zu erkennen war. Eine Flugechse näherte sich dem einsamen Sandstrand. Auf ihrem Rücken saß ein mit einer Lanze bewaffnetes düsteres Skelett, ein Diener des Schwarzen Todes.

Die Echse landete auf dem Sandstrand. Erst jetzt war zu sehen, dass ihre rechte Schwinge eine Verletzung zeigte, aus der dickes Blut in den Sand tropfte.

Sie konnte nicht mehr weiter, aber das Skelett wollte sie in die Höhe treiben. Aus seinem Maul drangen schreckliche Urlaute. Es schlug mit dem Lanzenstiel auf den Kopf des Flugwesens, das sich anstrengte, es aber nicht schaffte, Flughöhe zu gewinnen. Ihr Vorankommen glich dem einer Ente, die das Schwimmen verlernt hatte.

Plötzlich unterbrach der Knöcherne seine Schläge, denn er hatte etwas gehört. Sofort saß er still. In der Ferne war es aufgeklungen. Eine Melodie, vom Wind herbeigetragen und sehr fremd klingend. Lauschend blieb das Skelett auf dem schmalen schuppigen Rücken der Flugechse hocken. Irgendwie schien es zu spüren, dass sich etwas anbahnte. Plötzlich geriet es in Hektik. Heftig schlug es zu, es wollte die Echse in die Höhe treiben, sie bewegte sich nicht einmal.

Der Boden hielt sie fest.

In einer Schlagpause vernahm der Diener des Schwarzen Todes ein seltsames Knirschen. Es war um und unter ihm entstanden. Eine Erklärung wusste er nicht, drehte sich auf dem Rücken und schaute nach.

Trotz der schlechten Lichtverhältnisse war zu erkennen, dass sich der Sand veränderte. Er zog sich zusammen. Es geschah wie bei einem Schmelzvorgang, und er wurde glasig.

Das Skelett wusste genau von der Falle, in die es geraten war und machte einen Fehler. Anstatt an der linken Seite der Flugechse in das Wasser zu springen, rutschte es an der rechten vom Rücken des unheimlichen Tiers, gelangte auf den Sand und vernahm gleichzeitig das Knirschen unter seinen knöchernen Füßen. Sofort sackte es ein. Bis zu den Knien war es verschwunden, versuchte dann, die knöchernen Beine anzuheben, doch der gläserne Strand hielt das Monstrum fest. Es starrte nach vorn. Und da sah es die Gestalt!

Ein blondhaariges Mädchen, ganz in Weiß gekleidet, kam herbei und spielte auf einer Geige. Sie schritt über den Strand, als wäre nichts geschehen. Für sie gab es die gläserne Masse nicht, denn sie schien sich auf einem harten Untergrund zu bewegen.

Das Skelett wusste genau, dass es nichts mehr tun konnte. Der Boden, in dem es eingesackt war, verglaste immer stärker, wobei es auch die seltsam dünnen Fäden sah, die plötzlich in der Luft schwebten und es überall berührten. Am blanken Schädel, am Knochenkörper. Die Fäden berührten es nur. Zunächst nicht mehr als ein Streicheln, dann stärker und gleichzeitig schmerzhafter werdend, so dass sie in die Knochenmasse hineinschnitten.

Scharf wie Messer waren sie.

Das Skelett vernahm das Knirschen, als der Totenschädel von dem dünnen Gewebe malträtirt wurde. Da knackte es, kleine Stücke fielen aus dem Kopf, und das gleiche geschah mit den Armen, den

Beinen und dem übrigen Körper.

Finger wurden abgeschnitten, Zehen folgten, und das Mädchen ging weiter, wobei es nach wie vor auf seiner Geige spielte. Nicht allein den Diener des Schwarzen Tods erwischte es, auch das dämonische Reittier wurde malträtirt. Es schlug seinen langen Echsenhals vor, öffnete den Schnabel, da waren bereits die Fäden, die sich um Hals und Schnabel gewickelt hatten, so dass das Tier es nicht schaffte, trotz der wilden Bewegungen.

Dafür sackte es tiefer.

Die gläserne Masse hielt das Gewicht längst nicht mehr. Nach hinten kippte der Echsenvogel weg, sein Schnabel stach in die Höhe wie ein Pfeil, und der Reiter brach ein. Umwickelt von den haarfeinen Fäden des gläsernen Götzen, hatte er nicht mehr die Kraft, den unheimlichen Strand zu verlassen.

Die Tiefe verschlang beide. Sie fielen hinein in die kristalline Welt des Gorgos und erstarrten dort selbst.

Dieser Strand gehörte den Großen Alten. Gorgos und Krol regierten hier. Gerufen von einer Person, die stehen geblieben war und den Bogen über die Saiten tanzen ließ.

Ihr Spiel näherte sich dem unheilvollen Höhepunkt. Noch schriller wurden die Klänge, die in langen Echos gegen den nachtschwarzen Himmel vorstießen.

Die Augen der einsamen Geigerin leuchteten. Den Mund hielt sie leicht geöffnet, die Augen glänzten wie im Fieber, auf den Wangen zeigten sich hektische rote Flecken.

Um sie herum verglaste der gesamte Strand. Die Kraft des gläsernen Götzen breitete sich aus. Sie nahm alles mit, was sich ihr in den Weg stellte. Nichts sollte mehr zurückbleiben.

Gorgos' große Stunde war gekommen!

Das Mädchen hatte den Felsen den Rücken zugedreht. Es schaute auf das Meer hinaus, wo die Wellen eine dunkle, sich bewegende

Fläche bildeten und nur hin und wieder helle Schaumkronen auf den Kämmen tanzten. Tief atmete sie durch. Sarina spürte plötzlich, dass die andern nicht mehr weit waren und ihren Melodien gehorchten. Plötzlich ließ sie ihre Geige sinken. Nach den schrillen Tönen war nur mehr das Rauschen der Brandung zu hören, aber es kam noch etwas hinzu. In der Ferne zeichnete sich auf der Dunkelheit des Wassers ein gewaltiger Schatten ab. Es schien noch düsterer als das Meer zu sein, und es kam langsam näher.

Ein Schiff...

Hoch war das Segel gesetzt. Es hatte sich im Wind aufgebläht. Die anrollenden Wellen wurden vom Bug gebrochen, bevor sie als lange, glänzende Fahnen in die Höhe stoben, wieder zurückfielen. Sarina stand am Strand. Die Arme hatte sie sinken lassen. Die Finger der linken Hand umklammerten die Geige, die der rechten den Bogen. Mondlicht umfloss ihre Gestalt, als sie dem immer näher kommenden Schiff entgegenschaute.

Endlich war es da. Lange genug hatte sie warten müssen, jetzt war der Zeitpunkt einer weiten Reise gekommen.

Das Schiff geriet in die Wellen der Brandung, überwand sie wie ein störrisch bockender Esel und ließ sich dann weiterräumen auf das Ufer mit dem magisch veränderten Sandstrand zu.

Jetzt war es da!

Sarina ging ins Wasser. Sie schritt daher, als wäre es nichts. Abermals hatte sie die Geige angesetzt. Nun spielte sie klagende Melodien, die sich nach Vergessen und Abschied anhörten. Die Wellen umspielten ihren Unterkörper, wobei sie höher und höher stiegen, je mehr Schritte das einsame Mädchen zurücklegte.

Näher und näher rückte das Schiff. Schwarz gestrichen war die Bordwand.

Sarina ging nicht unter. Es gelang ihr, eine Leiter zu fassen, die von der Bordwand herabhing. An ihr kletterte sie in die Höhe und

erreichte ein leeres Deck. Jetzt stand sie allein auf dem Geisterschiff. Sie sah die langen Ruderbänke, wo sonst die Sklaven saßen und Fronarbeit verrichteten.

Das seltsame Schiff wiegte sich im Rhythmus der Wellen. Sie rollten lang heran, hoben es hoch und ließen es wieder sanft in das Wellental gleiten.

Sarina schaute zum Ufer.

Im Mondlicht glänzte der gläserne Sand, als wäre er mit unzähligen Splittern kostbarer Edelsteine versetzt worden. Auch zeigten sich lange Risse innerhalb des Gefüges, und selbst die dunklen, hochragenden Felswände bekamen etwas von dem matten Widerschein ab, so dass sie aussahen wie ein dunkler, beschlagener Spiegel.

Noch lag der Strand in einer ungewöhnlichen, abwartenden Stille. Das jedoch würde sich ändern, und Sarina wollte dafür Sorge tragen. Beinahe zeitlupenhaft hob sie Instrument und Bogen, setzte die Geige an und begann die Saiten zu streicheln.

Jetzt spielte sie die Melodien dieser fremden, so anderen Welt. Sie glitten hinein in die Stille, durchbrachen sie, schwangen weit vor, erreichten das gläserne Ufer und lockten die Geschöpfe, die nur auf das Zeichen gewartet hatten.

Sie kamen aus der Tiefe!

Selbst auf dem Schiff vernahm das einsam spielende Mädchen dieses helle Knirschen. Aus den Rissen wurden breite Spalten. Ganze Blöcke platzten auf einmal weg, wurden hoch in die Luft geschleudert, bevor sie zurückfielen, aufprallten und krachend zerbrachen. Ein Strand öffnete sein »Maul« und ebnete dem Schrecken einen Weg. Aus den Löchern stiegen sie. Gewaltige Gestalten, eingehüllt in wahre Gebirge aus Schleim. In allen Farben schimmernd, wobei die Farbe rot überwog. Wolken- und wellenartig bewegten sie sich voran, erreichten das Wasser und warfen sich

hinein.

Sarina spielte. Sie schaute nicht mehr zum Ufer, sie zählte nicht nach, sie war eingehüllt in die für menschliche Ohren so schrecklichen Melodien.

Die Monster kamen. Gorgos und Krol hatten sie aus der Tiefe entlassen. Glas und Schleim waren eine Verbindung eingegangen, denn innerhalb der Schleimwolken bewegten sich die grauenhaften Wesen, um das Schiff zu erreichen, das sie vor dem großen Untergang in Sicherheit bringen sollte.

Sie erreichten die Bordwand. Beinahe mühelos wanden sie sich an ihr in die Höhe. Die Schleimmassen überrollten sich, erreichten die Reling und befanden sich wenig später an Deck. Dort breiteten sie sich aus. Das Schiff sackte tiefer ein, und Sabrina hatte sich gedreht. Jetzt sah sie die Monstren genauer.

Schrecklich waren sie anzuschauen. Im tiefsten Innern des Schleims bewegten sich furchtbare Gestalten. Mutationen. Tiere mit mehreren Köpfen, dunkle Wesen, die wie Steine wirkten und glühende Augen besaßen. Auch das Skelett mit seinem Flugdrachen. Sie alle waren aus der Tiefe entlassen worden, um die Fahrt in ein anderes Land anzutreten. Dort würden sie wieder versinken, hineintauchen in die Erde und abwarten, bis die Zeit reif war, damit sie an die Oberfläche gelangen konnten.

Wind kam auf. Nur Sarina merkte, dass er den Geruch von Asche und Feuer mit sich brachte. Sie drehte den Kopf und sah weit in der Ferne einen feuerroten Schein am Himmel.

In seinem Innern blitzte und explodierte es. Feuerigen Geschossen gleich wurde aus dem Krater die glühende Lava geschleudert und tauchte hinein in den brennenden Himmel, um ihn noch mehr anzufackeln. Ein schaurig-schönes Bild. Aber auch der Vorbote des Untergangs eines gewaltigen Kontinents.

Über dem ausbrechenden Vulkan zitterte und vibrierte der Himmel.

Sarina verstand das Fanal. Sie mussten weg.

Das geigespielende Mädchen drehte sich um. Die Schleimmonster hatten sich auf dem Deck verteilt. Sie bildeten unförmige Gestalten. Mal höher, mal breiter, mal flacher, mal länger.

Und sie verhielten sich ruhig. Die Großen Alten, deren Abkömmlinge sie praktisch waren, hatten ihnen die Befehle mitgegeben. Sarina schaute zu dem großen Segel hoch. Noch hing es schlaff vom pechschwarzen Mast.

Im nächsten Augenblick kam Wind auf. Er fuhr in das Segel hinein, das sich sofort aufblies und an eine mit Luft gefüllte schwarze Wange erinnerte.

Durch das Schiff lief ein Ruck. Es schien sich zu schütteln. Da ächzten die Planken, da knirschte das alte Holz, und Sarina lehnte sich an die Reling, um die Melodien zu spielen, die für das Schiff wie ein zusätzlicher Motor war.

Das Segel knatterte und brauste. Es waren unheimliche Geräusche, die über das Deck wischten und sich mit den Tönen der Geige vereinigten. Brandungswellen liefen herbei, die von dem schwarzen Segler überwunden wurden, so dass er freies Wasser erreichen konnte. Und hier wurde die Fahrt schneller. Bis zum Zerreißen war das Segel gespannt, während die Küste hinter dem Schiff allmählich zu einem zerfließenden Schatten wurde.

Der offene Ozean saugte es auf wie ein gewaltiger Trichter die Luft. Atlantis - das war für Sarina und ihre monströsen Passagiere schon längst Vergangenheit. Vor ihnen stand die Zukunft, auch wenn sie in noch so weiter Ferne lag. Vielleicht in Jahren kaum zu beschreiben, aber sie war vorhanden, und das wussten alle.

Niemand hatte das Auslaufen des Schiffes behindert. Wirklich niemand? Am düsteren Firmament zeichnete sich plötzlich ein huschender Schatten ab. Ein durch die Luft wischendes Wesen, das wie ein großer Vogel wirkte und es doch nicht war. Der Eiserne!

Er war gekommen, um das Schiff aufzuhalten, aber er hatte es nicht mehr schaffen können. Aus der Ferne konnte er zusehen, und er überlegte, ob er weiterfliegen sollte.

Nein, es hatte keinen Sinn. Zudem lauerten andere Gefahren auf ihn, denn plötzlich umkreisten ihn eine Rote Skelettkrieger, und das Schwert des Eisernen musste in Aktion treten.

Er kämpfte wie ein Berserker, vernichtete seine Gegner, deren Knochen in die dunklen Wellen klatschten und von ihnen verschlungen wurden. Atlantis lag in seinen letzten Zügen.

Das Schiff aber verschwand.

Längst hatten es der Horizont und die Dunkelheit verschluckt. Von geheimnisvollen Kräften geleitet, trieb es nach Norden und nach Westen. Es geriet in Unwetter, in Stürme, aber es überstand sie. Die Aufgabe war wichtiger, und die Großen Alten hielten ihre schützenden Hände über die einsamen Seefahrer.

Irgendwann - Zeit spielte keine Rolle -, versank der Kontinent. Da war das Schiff schon so weit entfernt, dass die Besatzung kaum noch etwas davon mitbekam. Nur das Meer war auf einmal aufgewühlt, und die Ausläufer einer Flutwelle erreichten das Boot.

Sie hatten eine Hölle verlassen. Vor ihnen lag alle Zeit der Welt. Sie gelangten ans Ziel und gingen an Land, um das Erbe ihrer beiden Großen Alten wachsen zu lassen.

In Atlantis waren sie aus der Erde gekommen. In ihrer neuen Heimat verschwanden sie in der Erde, um einem langen Schlaf entgegenzugehen.

Irgendwann einmal würden sie zurückkehren. In einem anderen Land, in einer anderen Zeit, bei anderen Menschen.

Die Magie vergaß nichts...

Fasziniert hatten wir den Erzählungen des Eisernen Engels gelauscht. Unser Freund hatte mit sehr ernster Stimme gesprochen.

Wir zweifelten nicht ein Wort von ihm an. Der Eiserne wusste, wovon er sprach. Nicht umsonst war er gekommen, um mitzuhelfen, das Unheil zu stoppen, denn damals hatte er, wie er selbst zugab, versagt.

»Was hättest du denn machen sollen?« fragte ich ihn.

»Ich hätte das Schiff verfolgen können.«

»Und dann?«

Er schaute mich aus seinen klaren Augen an, denn er hatte die Frage nicht verstanden. »Hättest du die anderen Aufgaben nicht zwangsläufig vernachlässigen müssen.«

»Das ist wahr«, gab es zu.

»So hast du aber auf dem Kontinent kämpfen und auch noch etwas retten können.«

»Nein, John Sinclair. Ich habe nichts gerettet. Und wenn, war es zu wenig. Wir alle waren zu schwach, und wir alle, die auf einer Seite standen, haben die Gefahr zu spät erkannt. Das ist es, was ich dir sagen wollte. Zu spät.«

Ich hob die Schultern. »Aber heute nicht. Für mich seid ihr rechtzeitig genug gekommen.«

»Das meine ich auch«, sagte Myxin, wobei ihm Kara nickend zustimmte.

Nur Mrs. Landers schwieg. Sie konnte einfach keinen Kommentar abgeben, denn was sie hier erlebt hatte, passte nicht in ihre Welt. Vergangenheit, schwarze Magie, Gegenwart. Diese Mischung konnte sie nicht begreifen, und auch nicht die Existenz der Wesen, die vor ihnen standen.

Suko dachte praktischer. »Wie weit ist das Unheil schon vorgedrungen?« wollte er wissen. »Ist das Grauen bereits erwacht?«

»Ja!« Eine klare Antwort des Eisernen. »Und hat es Opfer gegeben?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht genau«, lautete seine Antwort. »Eine ältere Frau

habe ich retten können.« Er beschrieb sie uns.

»Das war Mrs. Featherhead«, sagte ich.

»Du kennst sie?«

»Ja. Sie hat es zuerst gespürt.«

»Der Schleim drang aus ihrem Keller«, erklärte der Eiserne Engel.

»Ich riet ihr, nach der Rettung alles zu tun, um die Menschen aus dem Dorf zu schaffen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Das scheint ihr leider misslungen zu sein. Wären die Bewohner geflüchtet, hätten wie etwas bemerken müssen.«

Da hatte der Inspektor recht.

Obwohl die Zeit drängte, hatte ich noch eine Frage. »Was ist jetzt mit Julia oder Sarina. Ich bin mir über ihre Funktion noch immer nicht im Klaren.«

Der Eiserne hob die breiten Schultern. »Es ist nicht einfach, darüber ein Urteil abzugeben. Ich kann nur vermuten, dass sie mit in der Erde versank. Vielleicht sogar an dieser Stelle, wo das Grab liegt, das ihr ausgehoben habt. Sie war nicht tot und suchte, als die Zeit der Rückkehr nahe war, einen anderen Körper. Den fand sie in Julia, und dieses Mädchen, das direkt nach der Geburt vom Geist einer anderen eingenommen wurde, sah so aus, wie Sarina im alten Atlantis einmal ausgesehen hat. Das ist die Erklärung.«

»Nicht ganz«, wehrte ich ab und wies auf das Grab. »Wir haben es geöffnet und fanden eine fast verwesene Leiche. Das muss Julia oder Sarina gewesen sein.«

»Nein, John Sinclair, so ist es nicht. Es ist Julia gewesen, die starb, denn Sarinas Geist trat aus ihrem Körper heraus. Wenn du sie vor dir siehst, ist sie kein Mensch, auch keine Untote, sondern ein reiner Geist. Begreifst du das?«

»Ja, ich verstehe.« Dabei hatte ich nicht gelogen. Ich wusste tatsächlich Bescheid. Hatte sie mich nicht gewarnt? Nur eben mit

anderen Worten. Berühre keine Tote!

»Und wo können sich die Monstren aufhalten?« wollte Suko wissen.

Der Eiserne Engel deutete in die Runde. »Überall. Dieses Land gehört ihnen. Unter dem Friedhof ebenso wie in dem Ort selbst. Die Erde wird aufbrechen, sie wird zerstören, sie wird verschlingen, deshalb sind wir auch gekommen. Macht euch auf einen harten Kampf gefasst. Und denkt daran, dass wir nicht zusammenbleiben können. Wir müssen getrennt marschieren und unsere Wege gehen. Jemand muss ins Dorf. Andere bleiben hier auf dem Friedhof und behalten die Umgebung im Auge. Nur so ist es zu machen. Wir sind zu fünft und wollen hoffen, das wir das Grauen stoppen können.«

Der Eiserne hatte sehr ernst gesprochen und dabei seinen Blick gesenkt. Er schaute auf das magische Pendel.

Auch ich sah es. Es glühte jetzt stärker. Für uns ein Beweis, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis das Chaos losbrach. In meinem Innern spürte ich das bekannte Vibrieren. Da waren Nerven zu zitternden Seilen geworden. Jede Minute, jede Sekunde konnte es schlagartig losgehen.

Ich schaute zum Himmel. Grau lag er über uns. Wasser nieselte aus ihm zu Boden. Es war ein Wetter, das einfach zu dieser Szenerie passte. Düster und depressiv machend.

»Wer geht in den Ort?« fragte ich.

»Das könnt ihr übernehmen«, sagte der Eiserne Engel, wobei er auf Suko und mich deutete.

»Ich werde auch noch an ihrer Seite bleiben«, sagte Kara.

Myxin war damit einverstanden, der Eiserne ebenfalls. Wir verabschiedeten uns.

Sehr ernst schauten wir uns dabei an. Ein wenig verloren stand Helen Landers im Hintergrund. Sie sollte fliehen. Einfach weglaufen. Das war die beste Lösung.

Helen Landers gehorchte. Wir sahen ihre Gestalt in den dünnen Regenschleiern verschwinden. Dann gingen wir.

Kara hatten wir in die Mitte genommen. Wir schritten quer über die nassen Gräber, denn wir wollten den kürzesten Weg nehmen. Unsere Füße sanken in der nassen Erde ein. Ich dachte daran, wer alles unter dieser Erde begraben lag und rechnete auch damit, dass diese Leichen, wenn der Boden durch magische Gewalt aufbrach, mit an die Oberfläche gelangten.

Es dauerte nicht lange, dann lag der Friedhof hinter uns. Wieder schritten wir an der Baustelle entlang und hatten sie fast passiert, als wir die Klänge hörten.

Geigenspiel...

Wir blieben stehen. Der Wind wehte es uns mit dem Regen entgegen. Das Spiel war im Dorf aufgeklungen, und wir drei wussten sofort, was dies zu bedeuten hatte.

Sarina holte die Monster!

Ich wollte noch etwas sagen, doch das Wort blieb mir im Halse stecken, denn hinter uns brach die Erde mit elementarer Wucht auf. Genau dort, wo die neue Leichenhalle errichtet werden sollte. Das Grauen kam aus der Baugrube. Wir hatten uns umgedreht. Vor uns wuchs die riesige Schleimwolke in die Höhe, und wir sahen in ihrem Innern ein Wesen, von dem der Eiserne schon berichtet hatte.

Es war das Skelett mit der Flugechse.

Ich wollte zur Waffe greifen, hörte Karas schreiende Stimme und bekam einen Stoß in den Rücken. »Lauft in den Ort. Ich komme nach. Das hier erledige ich allein.«

Die Schöne aus dem Totenreich hatte recht. Mit dem Schwert würde sie es schaffen. Für uns waren die Menschen wichtiger und auch das geisterhafte Wesen namens Julia Landers...

Sarina/Julia schaute zu Boden. Sie beobachtete den roten Schleim,

der immer näher kam und auch nicht vor der am Boden liegenden alten Frau halt machte.

Er griff zu. Dabei wirkte er wie ein schleimiger, langer widerlicher Finger, der an Breite zunahm und die Gestalt der Frau überschwemmte. Er drehte sie auf den Rücken. Mrs. Featherheads Gesicht schimmerte, und Julia schaute in die gebrochenen Augen.

Atlantis hatte ein Opfer gefunden!

Der Schleim wallte weiter. Er schaffte es, die Verstorbene vom Boden in die Höhe zu heben und sie senkrecht hinzustellen. Sie stand innerhalb der rötlich schimmernden Haut wie eine Säule. Hinter ihr kamen die Monster.

10.000 Jahre alte Überreste aus dem Kontinent Atlantis. Schaurige Gestalten aus einer Kristallwelt, die lange genug im Schoß der Erde gelegen hatte, um die Zeiten zu überdauern.

Julia schaute sie an.

Da war ein Monstrum, das wie ein Wolf auf zwei Beinen aussah, aber vier Köpfe besaß. Sie alle sahen anders aus, glichen im Prinzip den von Hunden.

Dahinter ging ein Wesen auf acht Beinen. Der Oberkörper sah aus wie eine ovale Scheibe. Ein Gesicht war nicht zu sehen, dafür ein Maul mit spitzen Zähnen.

Julia lächelte, als sie die Geige ansetzte und den Bogen auflegte. Sie begann zu spielen.

Für sie herrliche Melodien schlangen durch das Dienstzimmer des Polizisten, der sich ebenfalls in der Schleimmasse befand und mitgezogen wurde. Das Mädchen hatte ein Ziel. Es musste das Haus verlassen und auf die Straße hinaus.

Rückwärts ging sie, ohne ihre Monstren aus den Augen zu lassen. Erst als sie sich dicht vor der Tür befand, drehte sie sich um, öffnete sie mit dem Fuß und trat ins Freie.

Noch immer nieselte es, und der Regen traf ihr Gesicht. Das machte

ihr nichts aus. Die Verfassung der Umwelt spielte überhaupt keine Rolle. Es zählte die Tat, und die hatte Julia hinter sich gebracht. Die Treppe hatte sie überwunden, ging vor bis zur Straßenmitte und drehte sich dort wieder um, damit sie den Eingang der kleinen Polizeistation im Auge behalten konnte.

Nichts hatte sich im Ort verändert. Noch standen die Häuser, noch brannte Licht, nur an der Polizeistation war ein Teil des Anbaus weggeplatzt. Die Kraft des Schleims hatte ihn zerrissen. Dieser mit Monstren gefüllte Schleim wälzte sich nun aus der Tür. Er presste sich so hart hindurch, dass ein Teil der Mauern dem Druck nicht standhalten konnte. Steine wurden aus dem Verbund gerissen, polterten zu Boden, bevor sie von der Schleimmasse bedeckt wurden. Sie hatte jetzt freie Bahn.

Julia/Sarina wartete auf sie. Der Bogen glitt sanft über die Saiten der Geige. Hohe Töne wehten durch die allmählich hereinbrechende Dämmerung.

Es war ein seltsames Bild. Grau fiel der Regen vom Himmel, und auf dem noch leeren Marktplatz stand ein Mädchen und spielte Geige. Etwas Romantisches hatte das Bild nicht an sich, eher einen makabren Touch, da die Melodien die Schleimwesen herbeilockten und diese sich in Julias Richtung bewegten, um ihrer kleinen Sargmusik zu lauschen. Sie wurde nicht von ihnen erfasst. Die Wellen rollten praktisch an ihr vorbei, um sich in ihrem Rücken zu einer Wand aufzubauen, in der genau die Gestalten zu sehen waren, die der Schleim geschluckt oder so lange konserviert hatte.

Da waren die schrecklichen Monstren, aber auch die Menschen, z. B. Mrs. Featherhead oder Herbie Reynolds.

Julia spielte. Es wurde ein wilde Melodie. Noch schrillere Klänge jagten jetzt über die menschenleere Straße. Sie wollte jetzt alles herausholen, wozu sie fähig war.

Und sie hatte Erfolg! Was vor Urzeiten gesät worden war, konnte

Julia Landers jetzt durch ihr Spiel ernten.

Zuerst brach die Polizeistation zusammen. Ob sie Druck von oben oder von unten bekommen hatte, war nicht festzustellen. Jedenfalls hielten die Mauern das Gewicht des Daches nicht mehr. Es fiel mit lautem Krachen ineinander. Gleichzeitig brach in der Ortsmitte die Straße auf. Es geschah schnell, sogar rasend schnell, dennoch kam es der spielenden Julia vor, als würde sie alles verlangsamt sehen. Die Pflastersteine jagten in den dunkelgrauen Himmel wie kleine Kanonenschläge. Sie spritzten dabei nach allen Seiten hin weg, stiegen meist schräg in die Luft, ohne irgendein Ziel zu treffen. Dreck folgte. Als Fontäne jagte er hoch, begleitet von kleineren Steinen, die wie Splitt aussahen.

Plötzlich wurde es dunkel. Schlagartig verlöschten die Lichter in den Häusern. Irgendeine Hauptleitung musste zerstört worden sein, während die Erde weiterhin zitterte, bebte und aufbrach.

Julia spielte wie eine Irre!

Inmitten des Infernos stand sie, ließ den Bogen tanzen und bewegte sich selbst in diesen hektischen Rhythmus. Das war ihre Zeit, das war ihre Rache - das war Atlantis!

Der Horror kam zurück und verwandelte einen Ort in ein Chaos!

Kara, die Schöne aus dem Totenreich, schaute den beiden davoneilenden Männern nicht mehr nach. Sie wusste, dass man sich auf sie verlassen konnte, andere Dinge waren wichtiger. Aus der Baugrube schoss der Schleim in langen, dicken Armen. An seiner Oberfläche breitete er sich zu einem regelrechten Wulst aus, der, der Schwerkraft folgend, wieder der Erde entgegenströmte. Wäre Kara auf dem Fleck stehen geblieben, hätte sie der Schleim erwischt. Mit schnellen Schritten konnte sie der unheimlichen Masse entgehen und stellte sich dem ersten Feind.

Es war das schwarze Skelett. Der Druck hatte es hoch in die Luft

geschleudert, als sollte es von der Dunkelheit verschluckt werden. Aber das Skelett saß auf einem Flugdrachen. Und der konnte sich bewegen. Vor langer Zeit, als er eingeschlossen worden war, war er ein Gefangener gewesen. Jetzt reichte die Magie des gläsernen Götzen Gorgos aus, um ihn zu einem willfähigen Diener zu machen. Er griff an.

Kara hatte sich breitbeinig hingestellt. Sie trug sehr enge Kleidung, in der sie sich aber bewegen konnte. Den Gürtel, in dem die Scheide für das Schwert mit der goldenen Klinge steckte, spannte sie wie ein breites Band um die Hüften.

Die Waffe hatte Kara längst gezogen. Schlag-und kampfbereit erwartete sie die Flugechse. Diese Monstren hatte sie früher nebenher erledigt, aber jetzt dienten sie Gorgos, und der hatte sie mit Kräften ausgestattet, die auch für die Schöne aus dem Totenreich gefährlich werden konnten. Der Gläserne arbeitete mit den feinen, gefährlichen Spinnfäden. Sehr dünn, aber hart wie Stahlsaiten.

Das Skelett trug eine Waffe. In den leeren Augenhöhlen glänzte es hell. Die Lanze hielt es in der rechten Knochenklaue, die linke Hand bewegte es hektisch. Und es schleuderte etwas hervor.

Kara sah den Faden oder ahnte ihn mehr, wie er durch die Luft huschte und auf sie zielte.

Blitzschnell hob sie das Schwert. Die Bewegungen der Klinge waren mit den Augen kaum zu verfolgen. Rechts und links schlug sie. Die goldene Waffe hinterließ in der Luft einen Schimmer, und ihr gelang es, die gefährlichen Fäden zu kappen, bevor sich diese um ihre Kehle legen konnten.

Aber das Skelett war da. Und es schleuderte die Lanze. Kara sah die Waffe über den langen Hals der Flugechse hinwegzischen, an Geschwindigkeit gewinnen, und sie mssßte wirklich im Bruchteil einer Sekunde reagieren.

Sie fiel in die Knie, hörte noch, wie die Lanze über sie

hinwegwuchtete und sah im selben Augenblick den langen Schnabel der Flugechse dicht vor sich. Damit konnte sie die Bestie aufspießen. Kara resignierte nicht. Mit einem gedankenschnell geführten Rückhandschlag brachte sie das Schwert wieder hoch, und die beidseitig geschliffene Klinge kappte den Schnabel in der Breite. Dann waren Echse und Skelett über ihr. Den Schnabel hatte sie noch zerstören können, an ein weiteres Ausweichen war nicht mehr zu denken. Kara bekam einen harten Schlag mit dem Flügel ab. Sie wurde zur Seite geschleudert und überrollte sich auf dem Boden. Ihr Schwert hielt sie fest umklammert.

Als sie zur Ruhe kam und auf die Füße sprang, sah sie zweierlei. Das Reittier lag sterbend am Boden, und das dunkle Skelett, ein ehemaliger Diener des Schwarzen Tods, hastete auf seine verlorene Lanze zu, um sie an sich zu reißen.

Kara war schneller. Sie erwischte ihren Gegner in dem Augenblick, als dieser sich bückte.

Von oben nach unten drosch Kara das Schwert mit der goldenen Klinge. Sie traf genau, denn sie spaltete den anderen in zwei Hälften. Plötzlich sprangen die Knochen nach verschiedenen Seiten weg. Nur mehr lose Stücke, die sich in der Luft überschlugen, um irgendwo liegen zu bleiben. Ein knapps Lächeln huschte über die Lippen der dunkelhaarigen Frau. Dieses Skelett würde keinen mehr töten.

Sofort drehte sie sich um.

Sie sah den Schleim. Und sie dachte wieder an Rio sowie an Krol. Schon einmal hatte sie dem Schleim gegenübergestanden, und schon einmal hatte sie ihn mit dem Schwert vernichten können.

»Du wirst es nicht schaffen!« versprach sie mit lauter Stimme und schüttelte den Kopf. »Nein, du wirst es nicht schaffen! Du sollst es nie mehr schaffen!«

Mit diesem Versprechen auf den Lippen griff sie an. Sie hatte keine Furcht verschlungen zu werden, denn sie vertraute auf ihr Erbe, das

von Nathan, einem Schmied aus dem alten Atlantis, hergestellt worden war. Beidhändig hielt Kara den Griff umklammert. Und sie schlug von links nach rechts zu, wo sich ihr Körper im Rhythmus der Schläge bewegte und hin-und herschwang.

Die Stiche stachen und schnitten in den Schleim. Sie rissen gewaltige Löcher und trockneten ihn innerhalb von Sekundenschnelle aus, so dass die Wand für Kara durchsichtig wurde.

Nebenbei hörte sie das Knirschen und Splittern. Der Schleim, von Krol geschickt, versuchte sich zu wehren und die Kraft des Kristallgötzen mit ins Spiel zu bringen. Noch einmal baute er sich auf. Eine Wand aus Kristallglas erschien vor Kara. Gefährlich waren die hauchdünnen Fäden, die sich innerhalb der Wand befanden und aus zahlreichen, kaum erkennbaren Spalten entlassen wurden, um den Körper der Frau zu umwickeln.

Kara hielt dagegen.

Sie schlug wie ein Kämpfer, der in 1000 Schlachten gestählt war. Die goldene Klinge zerhämmerte die kleinen Fäden, während die Spitze in die Kristallwand hineinstieß und breite Spalten riss. Sie brach zusammen. Wieder entwickelte sich der Schleim, der aber nicht mehr hochstieg, sondern von der Kraft einer anderen, noch stärkeren Magie verdammt wurde.

Die Klinge strahlte ein goldfarbenes Licht ab, das auch seinen Widerschein auf Karas Körper warf und sie ebenfalls aussehen ließ wie mit Gold übergossen.

Ihre Augen waren weit aufgerissen. Sie glänzten, denn Kara hatte einen ersten Sieg errungen.

Rasch schaute sie zum Friedhof. Schrecklich sah es dort aus. Haushoch war die Schleimwolke geflogen. In ihr und auf ihr tanzten Gestalten, die beim Zusammenfall wieder nach unten gedrückt wurden. Sie wusste nicht, wer diese Gestalten waren, sie hoffte nur, das Myxin und der Eiserne mit ihnen fertig wurden.

Deren Kräfte kannte sie, denn zumindest einer von ihnen, der Eiserne Engel, hatte schon in Atlantis gegen die Großen Alten gekämpft. Und Myxin hatte auch nicht gerade auf ihrer Seite gestanden. Andere waren wichtiger. Sinclair und Suko! Sie waren in das Dorf gelaufen.

Kara, die Schöne aus dem Totenreich, nahm den gleichen Weg...

Myxin und der Eiserne Engel blieben zurück!

Sie wussten beide, dass ihnen eine ungemein schwere Aufgabe bevorstand. In der Erde lauerte das Verderben. Wenn der Boden aufbrach, gab es nichts mehr zu retten.

Beide besaßen magische Kräfte. Der kleine Magier fühlte, dass es in seinem Körper kribbelte. Seiner Ansicht nach konnte es sich nur mehr um Sekunden handeln, dann war das Ereignis da.

Er hatte sich ein wenig vom Eisernen entfernt. Zwischen den beiden bestand vom Körper her ein wirklicher Größenunterschied, allerdings nicht, was die Kräfte anging. Da konnte Myxin mithalten. Er beherrschte die Telekinese, die Teleportation und war auch bereit, beides gezielt einzusetzen.

Sehr trügerisch war die Ruhe. Der Friedhof lag unter dem dichten Schleier des Sprühregens. Mittlerweile war es Abend geworden, und allmählich rückte auch die Dunkelheit heran.

Myxin warf dem Eisernen einen knappen Blick zu.

Der andere stand wie eine Statue. Nichts rührte sich an ihm. Er hatte seine Hände auf das Schwert gestützt und machte seinem Namen alle Ehre. An seiner Brust glühte das magische Pendel. Myxin konnte sich vorstellen, dass der Eiserne Engel bereit war, es auch einzusetzen. Durch dieses Pendel war er in der Lage, Erdgeister zu beschwören, denn nichts anderes waren ja diese Wesen, die aus den Tiefen entstiegen.

Gefährliche Erdgeister...

Von seiner Gefährtin Kara sah Myxin nichts mehr. Er vertraute ihr, denn auch sie würde sich den Urgewalten stellen und ihnen trotzen. Myxin und der Eiserne Engel spürten das Zittern gleichzeitig. Es war wie ein Schlag, der sich durch ihre so grundverschiedenen Körper pflanzte, und er war als Warnung gedacht.

Schon geschah es!

Die Erde öffnete sich, der alte Friedhof wurde zu einem Spielball finsterer Mächte. Ein Vulkan hätte mit kaum stärkeren Kräften zu Werk gehen können, und Myxin, der so ziemlich im Zentrum stand, teleportierte sich selbst durch einen blitzschnellen Gedankensprung aus dem Gefahrenbereich.

Dann schaute er nur mehr zu.

Die gesamte Decke des Friedhofs war in die Höhe geschleudert worden. Dreck, Erde, Gras, Steine, Grabsockel, all das wurde von dieser immensen Kraft erfasst und von ihr gesteuert.

Aber noch mehr holte die Macht aus den Tiefen hervor. Die Toten!

Alte und neue Leichen. Verweste, Knöcherne, auch welche, die erst vor kurzem gestorben waren und von der Druckwelle erfasst wurden, die ihre bleichen Totenhemden wie Fahnen flattern ließ. Der Druck spielte mit den Toten, Arme und Beine schlugen wirbelnd durch die Luft, und sie wurden getragen von den Kräften, die sie aus der Tiefe hervorgeholt hatten.

Myxin sah seinen Kampfgefährten, den Eisernen, nicht. Vielleicht war er ebenfalls erfasst und weggeschleudert worden. Kraft genug war vorhanden.

Es dauerte Sekunden, bis die Druckwelle ihren Endpunkt überschritten hatte und wieder zusammenfiel.

Dann kam der Schleim. Eine riesige Woge stieg aus dem Krater. Gewaltig war die Fontäne, die sich an ihrem Ende zu einem großen Pilz aufblähte, auf dessen Oberfläche ein Körper schwamm. Ein Mensch?

Wenn es ein Toter war, dann hatte man ihn mit der Kleidung begraben, denn er trug eine Polizeiuniform, das konnte Myxin noch genau erkennen, bevor der Schleim wieder zusammenbrach und ihm auch die Sicht auf den Polizisten nahm.

Als der Schleim den Boden erreicht hatte, breitete er sich gedankenschnell aus und wurde zu einem gewaltigen, den Friedhof überschwemmenden wallenden See.

Krol hatte seine Erben geschickt, und sie stiegen heraus. Es sah schaurig aus, denn an einigen Stellen bekam der Schleim plötzlich Beulen. Manche breit und dabei irgendwie eckig wirkend. Andere wieder schmaler, wobei sie wie Finger in die Höhe stießen, immer dünner wurden und schließlich fast gemeinsam platzten. Jetzt kamen die Monstren.

Die zahlreichen, aus den Gräbern hochgeschleuderten Leichen und Skelette lagen innerhalb des Schleimsees, wo sie von einer Seite auf die andere geschwemmt wurden.

Die Monstren reagierten selbst. Sie wuchsen hervor. Manche gewaltig, an Gorillas erinnernd, dabei mit Fratzen versehen, die allesamt Angst machen konnten. Gewaltige Arme streckten sich vor, Krallen öffneten und schlossen sich, während die unheimlichen Schleimmonster ihren Weg suchten.

Myxin machte sich bereit, sie zu attackieren! Plötzlich umstrahlte ein grünes Leuchten seinen Körper. Er wollte schon angreifen, als er dicht in seiner Nähe ein knisterndes Geräusch hörte.

Der kleine Magier vergaß seine Attacke. Er drehte sich zur Seite und sah wenige Schritte vor ihm eine Gestalt. Es war der Polizist!

Ob lebend oder tot, was spielte es für eine Rolle, denn der Mann hielt eine Waffe in der rechten Hand. Damit zielte er auf Myxin. Ein wenig hob er den Arm noch an, und Myxin hörte wieder dieses hässliche Knirschen.

Schon wusste er Bescheid. Der Polizist stand nicht allein unter dem

Bann des Götzen Krol, auch Gorgos hatte ihn zu seinem Diener gemacht. Er war verglast.

Und er schoss!

Noch bevor die blasse Mündungsflamme aus dem Lauf stach, hatte der kleine Magier bereits reagiert und sich von der Stelle wegteleportiert. Die Kugel verfehlte.

Zu einem zweiten Schuss ließ Myxin den Gläsernen nicht mehr kommen, denn jetzt reagierte er.

Der Mann sah schrecklich aus. Myxin konnte durch dessen Kopf schauen und sah dort nichts mehr. Kein Gehirn, keine Adern, kein Blut, nur eben das Glas.

Das im nächsten Augenblick zusammenschmolz, denn Myxin hatte seine magischen Kräfte eingesetzt.

Aus den Fingern schossen die zuckenden grünen Strahlen, und die verdampften den gläsernen Toten, der dennoch lebte, zu Boden sank, wo er in einen schleimartigen Zustand überging und sich mit der anderen Masse vereinigte. Zurückgeblieben war die Pistole. Auch sie schwamm allmählich weg.

Von diesem Erfolg beseelt, wollte sich Myxin den Dienern der beiden Großen Alten zuwenden, als er die Stimme des Eisernen Engels hörte. Aus der Höhe schallte sie herab.

Myxin hob den Kopf.

Er hatte nicht gesehen, wie der Eisernen Engel beim plötzlichen Aufbrechen der Erde reagierte. Jetzt schwebte er über dem zerstörten Friedhof, hatte sein Schwert gezogen und war bereit, den Kampf aufzunehmen.

Auch das magische Pendel hing nicht mehr um seinem Hals. Er hatte es abgestreift, hielt es in der Hand, wobei der Stein dunkelrot glühte und wie ein großer Tropfen nach unten fiel.

Myxin wusste, dass ihnen beiden ein harter Kampf bevorstehen würde. Noch einmal leistete er sich den Luxus, über den Friedhof zu

schauen. Es war ein Bild, wie man es von Fotos her kannte, die Szenen der Verwüstung zeigten. Meist hinterlassen von Stürmen, Taifunen oder Orkanen.

Hier sah es nicht anders aus. Es gab keine glatte Erde mehr, keine Gräber, und es standen weder Büsche, Bäume noch Grabsteine. Alles war hinweggefegt worden. Die Grabsteine lagen herum wie Bauklötze. Auch Bäume oder Büsche hatten keinen Halt mehr gefunden. Krater waren zurückgeblieben. An deren Rändern liefen noch lange Schleimreste entlang.

Und Myxin sah die Toten. Die Kraft der Großen Alten hatte sie aus der Erde geholt und sie weggeschleudert. Überall verteilt sah Myxin die Leichen. Tote jeden Zustandes, auch Skelette, deren Knochen von der Wucht des Aufpralls gebrochen waren.

Der Schleim zitterte und bewegte sich. Er zog ab und folgte denen, die aus ihm entstiegen waren und sich zum letzten Duell stellen wollten. Myxin wartete ab. Er hielt sich nicht in unmittelbarer Nähe seiner Gegner auf, er wollte zunächst sehen, wie der Eiserne Engel mit diesem Grauen fertig wurde.

Myxin vertraute ihm. Er kannte auch die Kraft des Pendels. Der Stein war in der Lage, die Kräfte der Erde zu beschwören und sie zu vernichten. Die Diener der beiden Großen Alten waren aus der Erde gekommen. Myxin konnte sich vorstellen, dass sie der Macht des magischen Pendels nichts entgegenzusetzen hatten. Noch befand sich der Eiserne ruhig in der Luft. Er schaute auf die kaum beschreiblichen Schleimonstren nieder, er sah Gestalten, die jeglicher Fantasie spotteten, die aus einer Sagenwelt stammen konnten. Mutationen zwischen Mensch und Tier. Dabei gefährlich und alles einsetzend.

Myxin zog sich zurück. Das hier gehörte dem Eisernen Engel. Wenn einer den Friedhof schnell und sicher von diesem Grauen befreien konnte, war er der Richtige.

Und er zog seine Kreise.

Myxin bewunderte die Ruhe dieses Wesens. Der Eiserne ließ sich nicht beirren. Er sah, dass die Schleim-und Kristallmonster weitermarschierten, seine Arbeit störte es nicht. Der Stein schrieb den Kreis mit.

Es war phänomenal. Ein Gürtel aus Flammen schien sich in der Luft zu befinden, und er besaß einen so großen Umfang, dass er den Friedhof einkreiste.

Noch einmal glühte das magische Pendel auf. Es war ein Leuchten wie aus der Hölle, aber in diesem Fall gehörte es zur Gegenseite, denn der Eiserne hatte in ihm eine starke Waffe gegen seine dämonischen Feinde gefunden.

Myxin war gespannt, was sich sein Partner noch alles einfallen lassen würde. Den Kreis hatte der Eiserne gezogen. Ein letztes Widerleuchten strahlte das Pendel noch ab, dann ließ der Eiserne sich fallen, und Myxin glaubte schon, er würde zu ihm auf den Boden kommen oder zwischen die Monster fahren, als der Eiserne Engel seinen Flug abstoppte, sich noch weiter streckte und mit elegantem Schwung wieder in die Höhe stieg, wobei er die Arme weit vorgestreckt und langgemacht hatte. Er tauchte nicht nur in den Kreis ein, sondern auch in die Höhe, so dass er seine Ränder erreichte und dort stoppte. Dann eine Drehung, und er befand sich in der Mitte des aus magischen Flammen bestehenden Gürtels.

Jetzt schwebte er über seinen Gegnern.

Seltsamerweise kümmerten diese sich nicht mehr um den kleinen Magier. Myxin stand ein wenig abseits. Er konnte beobachten, ohne angegriffen zu werden.

Die Abkömmlinge der beiden Großen Alten hatten gestoppt. Es waren insgesamt acht.

Zweimal vier wilde, grauenhafte Gestalten, umwoben von einer Hülle aus Schleim, die sich wie ein schützender Mantel um sie

gelegt hatte. Myxin konnte sie nur mehr undeutlich erkennen. Was er jedoch innerhalb des Schleims sah, war grauenhaft. Da schwebten Köpfe an langen Bändern, da waren Körper eingedrückt, besaßen vier oder mehr Beine. Arme, die wie Tentakel wirkten, und manche Körper hatten die Formen von langgezogenen Kugeln.

Das geigenspielende Mädchen hatte es tatsächlich geschafft und Pforten einer anderen, schaurigen Welt geöffnet.

Myxin sah sogar ein Skelett. Es stand ziemlich weit außen und besaß zwei Totenköpfe, die dort saßen, wo die Schulterknochen wuchsen. Und dieses Skelett durchbrach als erstes Monster die Schleimschicht. Es hob seine knöchernen Arme an. Dabei waren die Finger gespreizt, und es sah so aus, als könnte es den Eisernen Engel erwischen und in den Schleim hineinziehen.

Myxin machte sich gerade bereit, einzugreifen, als er sah, dass der Eiserne das Monstrum nur provoziert hatte, um selbst eine erste Attacke durchführen zu können.

Plötzlich schwang das Pendel hin und her. Der Engel hatte weit ausgeholt. Der Stein bildete fast eine Linie mit dem Band, bevor er wieder zurückschlug und einen feurigen Halbkreis zeichnete. Über dem Skelett.

Dann fiel das Feuer. Plötzlich schien das magische Pendel zu explodieren. Es strahlte blitz-und wolkenartig auf. Im Nu waren das Skelett und die anderen Monster von den Flammen und der Kraft des Pendels eingehüllt. Das Feuer zerschmolz die schützende Masse, es regnete aus dem glühenden Kreis nach unten und zerstörte die Monstren aus der Erde.

Sie wurden angestrahlt. Myxin sah ihre Körper in einem sehr bunten Farbenwirrwarr schimmern. Grün, rot und weiß leuchteten sie auf. Ihre Gesichter und Köpfe zerplatzten, nachdem der Schrecken aus ihnen verschwunden war.

Schleim spritzte in die Höhe. Tropfen erreichten auch den Eisernen

Engel und verdampften mit einem Leuchten.

Der Schrecken verging. Er sackte förmlich ineinander. Myxin hörte das Knirschen und Brechen, als die Magie des gläsernen Götzen Gorgos ebenfalls zerstört wurde.

Hin und wieder zuckte ein Arm in die Höhe. Eine Klaue bewegte sich hektisch, öffnete und schloss sich, suchte irgendwo Halt zu finden, nur war da nichts mehr vorhanden. Jede Hand griff ins Leere, und sie zuckte wieder zurück, wobei der gesamte Körper des Monstrums diese Bewegung mitmachte und zusammenbrach.

Keiner hatte eine Chance, und auch Myxin brauchte nicht noch einmal einzugreifen.

In der Kraft des von dem Pendel abgestrahlten Feuers verendeten die Monstren, die mehr als 10.000 Jahre gelebt und auf schreckliche Art und Weise existiert hatten.

Die Hitze war da, aber Myxin spürte sie nicht. Nur die Monstren bekamen sie mit. Der Schleim war längst vertrocknet. Jetzt griff die magische Kraft die Gläsernen an, zerbrach sie und zerschmolz sie gleichzeitig, so dass von ihnen nur mehr eine Schmelzmasse zurückblieb, von der einige Dampfschwaden aufstiegen.

Allmählich verlöschte das Feuer.

Der Eiserne Engel flog noch einige Kreise. Er zog sie diesmal tiefer, denn er wollte sichergehen, auch alles zerstört zu haben, das aus der Erde des Friedhofs gekommen war.

Auch die Leichen gab es nicht mehr. Die Toten, die innerhalb des Rings gelegen hatten, bestanden nur mehr aus Staub.

Sonst nichts...

Endlich bewegte sich Myxin. Er ging auf den Eisernen Engel zu, der seine Flügel mit trägen Schlägen hob und senkte und schon seine Beine ausgestreckt hielt, um sicher auf dem Boden zu landen. Er ging noch einige Schritte, bevor er stand und dem kleinen Magier zunickte.

»Das hätten wir geschafft.« Myxin lächelte. »Du warst gut.«

Der andere schüttelte den Kopf. Sein Gesicht blieb dabei unbewegt. »Ich war nicht gut, es war das Pendel. Aber du hast gesehen, wie wichtig es für mich gewesen ist, das Pendel zu bekommen. Hätte ich es schon früher gehabt, ich hätte viel mehr erreichen können. So aber muss ich mich damit abfinden, das nachzuholen, was ich vor langen Jahren einmal versäumt habe. So leid es mir tut.«

»Ich freue mich, dass du da bist«, sagte der kleine Magier und setzte ein Lächeln nach. »Ja, gemeinsam sind wir stark. Aber denk an die anderen.«

Da hatte der Eiserne ein wahres Wort gesprochen. Auf diesem Friedhof hatten er und Myxin das Grauen stoppen können. Ob es Kara, John und Suko im Ort ebenfalls gelungen war, stand in den Sternen. Passiert war etwas.

Die beiden standen da und lauschten. Waren es schrille Schreie, die Wind und Regen an ihre Ohren trugen, oder war es das Spiel der Geige? Egal, um was es sich dabei handelte. Myxin und der Eiserne Engel wussten genau, dass ihr Platz nicht mehr hier auf dem Friedhof sein konnte, sondern woanders.

Im Ort selbst!

Und da waren wir!

Suko und ich hatten Mullogh längst erreicht, obwohl wir noch nicht im Zentrum standen, aber wir befanden uns bereits auf der Hauptstraße, die ungefähr dort, wo wir waren, auslief.

Der Regen hatte nicht nachgelassen. Fein rann er aus den tiefen Wolken, die Häuser verschwammen. Sie wurden eins mit den freien Räumen, die zwischen ihnen lagen, so dass wir nur mehr Schatten erkennen konnten. Aber wir hörten das Spiel. Als es so deutlich aufklang, blieben Suko und ich wie auf Kommando stehen, ohne uns

vorher abgesprochen zu haben.

»Wahrscheinlich hat sie ein Haus verlassen«, sagte der Inspektor leise.

»Das kann sein.«

Ich dachte noch einen Moment über Sukos Worte nach. Wenn Julia sich in einem Gebäude aufgehalten hatte, war sie wahrscheinlich auch auf Menschen getroffen. Und gerade Menschen konnte ich als das Stichwort bezeichnen.

Was hatte dieses Mädchen mit den Menschen vor? Würde es sie schonen?

Wie reagierten die Bewohner von Mullogh überhaupt auf diesen Schrecken? Konnten sie ihn verkraften, oder wurden sie von ihm eingeholt und grausam getötet?

Noch hatten wir niemand gesehen. In einigen Häusern brannte Licht. Wir sahen die erleuchteten Fenster. Der fallende, sprühende Regen davor veränderte sie zu verschwommenen Inseln.

Und dann verlöschte das Licht.

Auf einmal war es fast finster. Wir kannten den Grund nicht, zudem war die Sicht einmal zu schlecht, aber wir ahnten beide, dass etwas Entscheidendes geschehen sein musste.

Vor uns, vielleicht dort, wo sich der Ortskern befand.

»Das wird Ärger geben«, sagte Suko und ging schneller. Auch ich beeilte mich und wunderte mich dennoch, dass ich keine Schreie vernahm oder irgendwelche Panikreaktionen erlebte. Das wollte mir einfach nicht aus dem Kopf. Deshalb rief ich Suko zu, einmal anzuhalten.

»Was hast du denn vor, John?«

Ich wischte mir das Wasser aus dem Gesicht und lief bereits auf eines der Häuser an der linken Straßenseite zu. Meine Füße platschten durch tiefe Pfützen. Das Wasser wurde hochgeschleudert. Es war ein kleines Haus mit einem Anbau.

Vor der Tür blieb ich stehen. Sie sah mir nicht so aus, als wäre sie verschlossen. Als ich meine Hand auf die Klinke legte, stand Suko hinter mir. »Du willst nachschauen?«

»Ja, ich muss einfach sehen, ob etwas passiert ist.«

»Rechne mit dem Schlimmsten.«

»Leider.«

Hinter der Tür lag ein kleiner Flur. Es roch nach Essen. Alles kam mir normal vor. Aber wir hörten keine Stimmen. Es war Leben da, das spürten wir beide, nur machte es sich nicht bemerkbar. Meine Lippen bildeten einen Strich, auf dem Rücken spürte ich eine Gänsehaut. Wasser rann zu Boden, und ich hörte die Tropfen fallen, so still war es geworden.

Suko und ich atmeten flach. Sicherheitshalber hatte ich meine Beretta gezogen und wandte mich nach links, wo ich eine Tür sah, die nur angelehnt war. Mit dem Fuß drückte ich sie auf. Freier Blick in ein Zimmer.

»Das ist doch unmöglich«, hauchte ich.

Obwohl die Szene völlig normal war, besaß sie für mich einen Horror, wie ich ihn in der letzten Zeit selten verspürt hatte. Da saßen Menschen um einen Tisch. Eine Familie... Vater, Mutter, zwei Kinder. Ungefähr im Alter von sechs oder sieben Jahren. Der Tisch war gedeckt. Eine Schüssel stand offen in der Mitte. Ich sah Teller, Bestecke, Servietten aus Papier. Das alles machte den Eindruck, als hätte die Familie Platz genommen, um das Abendessen einzunehmen.

Sie saßen auch auf den Stühlen. Nur rührten sie sich nicht. Keiner sprach ein Wort, niemand bewegte sich. Sie starrten ins Leere oder auf den gedeckten Tisch.

Waren sie tot?

Ich ging auf Zehenspitzen weiter, während mein Freund Suko an der Tür stehen blieb. Ich fühlte den Puls und war im nächsten Augenblick beruhigt.

Die Familie lebte.

»Alles klar?« fragte Suko mich.

»Ja, sie müssen unter einen Bann geraten sein. Ich bin froh dabei, dass es so gekommen ist.«

»Wobei wir jetzt davon ausgehen können, dass es den anderen ebenfalls so ergangen ist«, meinte Suko.

Als ich nickte, war Erleichterung in meinem Gesicht zu lesen. Dabei überlegte ich, weshalb die Gegenseite so reagiert und auf die Bewohner Rücksicht genommen hatte. Ich konnte mir nur eine Antwort vorstellen. Vielleicht sollten die Menschen später noch umgebracht werden, was immer man darunter auch verstehen mochte.

Wir verließen das Haus wieder. Für einen Moment blieben wir noch in der Türnische stehen. Beide schauten wir zurück und sahen dort, wo der Friedhof lag, ein rotes Leuchten in der Luft. Da war bestimmt der Eiserne Engel in Aktion.

Wir aber mussten uns zur Dorfmitte hin orientieren, und hörten das Spiel der Geige.

Unwillkürlich blieben wir stehen, denn so wild, so provozierend hatten wir es noch nie vernommen. Das war schon phänomenal. Da musste ein wahrer Zauberer den Bogen führen.

»Julia kommt allmählich zum Finale«, meinte Suko und hatte recht, denn wir hörten das gewaltige Bersten und Krachen.

Dieses Geräusch kannte ich. Es entstand, wenn ein Haus umfiel. Das war es nicht allein, denn gleichzeitig sahen wir etwas Dunkles, Unheimliches in die Höhe schießen. Und zwar vor uns. Der Schätzung nach musste es etwa in der Mitte des Dorfes passiert sein.

»Julia hat zugeschlagen!« zischte der Inspektor.

Plötzlich hatte er es eilig. Er vergaß auch nicht, seine Dämonenpeitsche hervorzuholen, schlug während des Laufens einen Kreis über den Boden und ließ die drei Riemen hervorrutschen. Sie schleiften noch über die Erde. Spritzer flogen aus den Pfützen hoch.

Ich befand mich noch immer hinter Suko. Mein Partner hatte es auf eine gewisse Art und Weise besser als ich. Zwar besaß ich starke Waffen, doch gegen die Monstren aus dem alten Atlantis waren sie so gut wie wirkungslos. Um sie zu bekämpfen, musste ich mich auf meinen Einfallsreichtum und die Improvisation verlassen. Als Suko abrupt stoppte, ging auch ich langsamer und blieb neben ihm stehen.

Wir befanden uns jetzt mitten in Mullogh. Der Marktplatz war nicht mehr weit entfernt. Und dort war das Schreckliche passiert, denn es stand etwas in der Luft, das ich als gewaltige Schleimwolke ansah. Als ich meinen Blick senkte, sah ich, dass auch der Boden aufgebrochen war. Julia konnten wir nicht sehen, wir hörten nur mehr das Spiel ihrer Geige, diese wilden, ungezügelten Melodien, die an unsere Ohren klangen und das Trommelfell malträtierten.

Wahrscheinlich stand die Person, um die sich alles drehte, jenseits der Schleimwolke.

Da sie die gesamte Straßenbreite einnahm, gab es für uns nur eine Chance. Suko sprach es aus. »Wir müssen durch, John!«

»Und wie willst du das anstellen?«

Er hob die Peitsche ein wenig an und schlug mit den Riemen einen Kreis. »Wir werden uns den Weg freihämmern«, erwiderte er mit knirschender Stimme.

»Wenn's klappt...«

»Es muss!« Suko war bei seinen Worten bereits vorgegangen. Ich folgte ihm mit einem halben Schritt Abstand und warf auch einen Blick zurück, denn ich dachte an Kara.

Sie hatte versprochen, uns zu folgen. Bis jetzt sah ich von ihr noch nichts.

Aber Suko blieb stehen und winkte heftig. Er konnte die Schleimwand genauer erkennen, und auch ich sah sie jetzt besser. Der Atem stockte mir. Ich hatte mit einigen Überraschungen gerechnet, doch was diese Wand wirklich enthielt, das versetzte mir

schon einen Tiefschlag.

Es waren nicht allein die Monster, die von ihr erfasst worden waren, sondern die beiden Personen. Völlig normale Menschen. Einmal ein Polizist. Gesehen hatte ich den Mann noch nie. Ich erkannte ihn an der Uniform. Der zweite Mensch war eine Frau. Mrs. Featherhead!

Sie hatte es also nicht geschafft!

In den nächsten Sekunden wurde mir die Kehle eng, während ich auf die Gestalt in der Schleimwand starrte. Damit hatte ich nicht gerechnet. Mrs. Featherhead lag nicht, sie stand. Die Arme hatte sie ausgebreitet, das Gesicht war eine Maske. Es zeigte überhaupt keine Regung mehr, die Züge schienen eingefroren zu sein. Weit aufgerissen waren ihre Augen, und durch den Schleim wirkte das Gesicht noch verzerrter, als es ohnehin schon war. Ich fühlte den Druck im Magen. Für einen Moment wünschte ich mich weit weg.

»Sie spielt noch immer«, sagte Suko.

Verdammt, ich hörte es ja, und ich war wild darauf, dieses Mädchen in die Finger zu bekommen. Sie hatte das Erbe des versunkenen Kontinents in eine Welt geholt, in die es nicht hineinpasste. Und dieses Erbe war dabei, sich auszubreiten.

»Der Schleim wandert«, sagte Suko.

Suko hatte sich nicht geirrt. Der Schleim blieb tatsächlich nicht stehen. Er wallte auf uns zu, aber auch die Menschen setzten sich in Bewegung. Unabhängig von der Masse, die sie umgab, während die übrigen Monstren noch im Hintergrund lauerten.

Mrs. Featherhead und der Polizist kamen gemeinsam. Als hätten sie sich abgesprochen, und sie blieben auch dicht beisammen. Ihre Bewegungen kamen mir seltsam steif und roboterhaft vor. Ich wusste, dass wir es hier nicht mit Menschen zu tun hatten, zudem hatten sie sich ihre Gegner bereits ausgesucht. Der Polizist nahm Kurs auf Suko. Mrs. Featherhead wollte zu mir kommen.

»Sieh dich nur vor, John«, warnte mein Partner. »Die macht dich fertig, ohne dass du es merkst.«

»Ich passe schon auf.« Dabei fragte ich mich, wie ich sie abwehren sollte. Mit dem Kreuz, mit einer Kugel?

Gern hätte ich den Bumerang gehabt, aber der lag im Kofferraum sicher und gut versteckt.

Sie kam, und sie war kein Mensch mehr. Vom Schleim bedeckt, hatten sie die Magie des Krakengötzen Krol getroffen. Aber auch die Kraft des Gorgos hatte sie erwischt. Mrs. Featherhead war außerdem zu einer Gläsernen geworden.

Mit dieser Tatsache musste ich mich abfinden, so schwer es mir auch fiel, denn ich hatte gehofft, dass sie es schaffen würde. Einen raschen Blick warf ich Suko zu. Er hielt seine Peitsche schlagbereit. Der Polizist war schneller als Clara Featherhead, er wollte Suko angreifen und holte bereits aus, als mein Freund zuschlug. Ich hörte das Auftreffen der drei Riemen. Kein typisches Geräusch, wie es mir bekannt war, hörte ich, sondern ein Knirschen und sattes Platzen. Noch einmal schaute ich.

Die Magie der Dämonenpeitsche hatte Suko noch nie im Stich gelassen. Auch jetzt nicht, denn der Polizist zerbrach in mehrere Teile, als die Riemen ihn trafen.

Was weiterhin im einzelnen passierte, sah ich nicht mehr, denn jetzt war Mrs. Featherhead da.

Sie warf sich mir entgegen. Ich schlug zu. Nicht allein mit der Hand, sondern mit ihr und der Beretta. Es war ein harter Treffer, der ein knirschendes Geräusch zur Folge hatte. Das Gesicht der Mrs. Featherhead verzerrte sich. Mir kam es so vor, als würde ein Netz von Splittern darüber laufen, und ich setzte noch einmal nach. Wieder das gleiche Geräusch, dann fiel ein Arm nach unten, ich hörte etwas fauchend pfeifen, ein Klatschen, im nächsten Augenblick drehte sich Mrs. Featherhead dicht vor meinen Augen dem Boden

entgegen, wobei eine Hand, die sie auf meine Schulter gelegt hatte, noch abrutschte und mitsamt Arm zu Boden fiel.

Den hatte ihr Suko abgeschlagen.

Die Frau krachte ineinander. Wir hörten das Splittern, sahen ihr verzerrtes Gesicht, das ebenfalls Risse bekam, und bemerkten, was aus einem Menschen geschah, der unter die Kontrolle der Großen Alten geraten war.

Weder Krol noch Gorgos halfen ihr. Mrs. Featherhead verging... Da war kein Blut zu sehen, keine Adern, nur eine gläserne Masse, die zusammenschmolz, dabei weniger wurde und wie eine schleimige Flüssigkeit verrann.

Das war also einmal ein Mensch gewesen. Kaum zu glauben. Sehr hart musste ich schlucken und nickte meinem Partner Suko zu. Es war ein dankendes Nicken, denn ich hätte nicht gewusst, wie ich Mrs. Featherhead entgentreten sollte.

Der Kampf gegen die beiden verwandelten Menschen hatte uns höchstens eine halbe Minute gekostet. Eine Zeit, die andere Monstren genutzt hatten, denn auch sie verließen die Schleimwand, die allmählich zusammensackte und sich dabei gleichmäßiger verteilte. Ich ahnte, weshalb dies geschah. Wahrscheinlich wollte sie das Dorf überrollen und alles an sich reißen, was sich ihr in den Weg stellte. Ob Menschen, ob Gegenstände, der Schleim kannte kein Pardon. Wie konnten wir ihn stoppen? Suko besaß die Dämonenpeitsche, ich hatte mein Kreuz und die Beretta mit den Silberkugeln.

»Du musst weg, John!« sagte der Inspektor. »Hier kannst du nicht bleiben. Die Schleimwolke würde dir keine Chance lassen. Glaub mir.«

Verdammt, da hatte er recht. Aber sollte ich mich feige verziehen? Einfach den dämonischen Kräften das Feld überlassen? Ich wischte Wasser und Haare aus meiner Stirn, schaute noch einmal nach vorn und sah, dass die schaurigen Monstren ihre schützende Schleimwand

verlassen hatten. Da waren welche mit mehreren Köpfen dabei, andere hatten sechs Beine, ich sah welche mit fünf Armen oder nur einfach Kugeln, die sich voran wälzten, und auch starre, statuenhafte Gebilde.

Ein wahrer Horror-Traum kam da auf mich zu.

Dann hatte ich einen Entschluss gefasst. »Mach du hier weiter, Suko. Du bekommst von den anderen Unterstützung. Ich versuche, an das Mädchen zu kommen.«

»Wie denn?« Mein Partner deutete auf die Schleimwand.

»Die muss ich umgehen!«

Einen Moment überlegte Suko. »Okay, John, versuch dein Glück.«

»Und du gibst Acht.«

»Klar.«

Ich war weg. Wie gesagt, es passte mir nicht, den Rückzug anzutreten, aber manchmal musste man diese Dinge in Kauf nehmen, um einen Erfolg erringen zu können.

Ich hatte festgestellt, dass die Schleimwand zwar die Straßenbreite einnahm, es ihr zum Glück nicht gelungen war, in die Häuser einzudringen.

Da rechnete ich mir aus, durch diesen Weg in den Rücken der Schleimwand heranzukommen und damit an Julia Landers. Mir standen mehrere Häuser zur Verfügung, nur hoffte ich, dass ich auch offene Türen einrannte, und dies im wahrsten Sinne des Wortes. Was Suko tat, darum konnte ich mich nicht kümmern. Wie ein Schatten huschte ich durch den Regen und über die Straße.

Ein kleines Gasthaus war mir aufgefallen. Dessen Tür konnte bestimmt nicht verschlossen sein. Ich rammte sie auf und gelangte in die schmale Gaststube.

Auch hier sah ich Menschen. Sie saßen an den Tischen. In den Gläsern befand sich noch Bier oder Whisky, aber keiner der Gäste machte Anstalten, eine Hand zu heben und zu trinken. Sie blieben

einfach hocken.

Ich drängte mich an den Tischen vorbei, erreichte eine Tür, die zu den Toiletten führte und fand mich in einem kahlen Gang wieder, in dem kein Licht brannte, und der auch kein Fenster besaß. Deshalb war ich gezwungen, die kleine Lampe zu nehmen, damit sie mir den Weg leuchtete.

Ich entdeckte eine Hintertür. Damit hatte ich gerechnet. Aufriegeln musste ich sie noch und fand mich in einem Hof wieder, der regengrau vor mir lag.

Auch hier hörte ich das Spiel. Hässliche widerliche Klänge, die über die Dächer der Häuser hinweg durch den Regen an meine Ohren wehten. Nein, das war nichts für einen normalen Menschen. Diese Klänge schienen in der Hölle komponiert worden zu sein.

Ich hetzte weiter.

An eine Mauer geriet ich, überkletterte sie, riss mir an einem Nagel noch einen Haken in die Hose und blieb auf dem Rand der Mauer sitzen, bevor ich in den Garten des Nachbargrundstückes sprang. Hier sah ich keinen Schleim. Nur die Zweige der Obstbäume beugten sich unter dem herannahenden Wind, und der Sprüh nässte mein Gesicht. Es hörte nicht auf zu regnen, ebenso wenig wie Julia Landers ihr teuflisches Geigenspiel stoppte. Sie wies mir den Weg. Ich zog den Kopf ein, als ich unter den Zweigen der Bäume entlang huschte. Was mit Suko war, wusste ich nicht. Ich hoffte nur, dass es mein Partner auch schaffte.

Über einen Zaun kletterte ich und erreichte einen schmalen Pfad, der, wie ich erkannte, einen Bogen nach links schlug. Wenn ich ihn weiterging, so überlegte ich, musste ich irgendwann in den Rücken der geigenden Julia Landers gelangen.

Und nichts anderes wollte ich.

Diesmal passte ich noch mehr auf. Ich schaute praktisch nach allen Seiten gleichzeitig, denn der Schleim war lautlos. Er konnte

herankommen, ohne dass es mir gelang, etwas dagegen zu unternehmen. Eine schleichende, hinterlistige Gefahr, die blitzschnell zuschlagen konnte.

Meine Füße sanken auf dem matschigen Weg hin, und auf einmal veränderte sich etwas. Mein Gesicht wurde vom Widerschein eines roten Lichts getroffen. Wo seine Quelle lag, sah ich im ersten Augenblick nicht, bis ich auf die Idee kam, in die Höhe zu schauen. Da schwebte jemand.

Ich sah die Gestalt nur verschwommen. Der Regen, die Düsternis, dann das Licht. Es streifte den Eisernen Engel, und abgestrahlt wurde es von seiner starken Waffe, dem magischen Pendel.

Um meine Lippen zuckte ein Lächeln. Jetzt war mir wirklich wohler, denn ich hatte schon Angst gehabt, dass er und Myxin es unter Umständen nicht schafften.

Einigermmaßen beruhigt, konzentrierte ich mich wieder auf meine eigentliche Aufgabe.

Das Spiel der Geige hatte an Intensität nichts verloren. Für mich aber war es lauter geworden, ein Beweis, dass ich mich dem Zentrum des Spiels näherte.

Julia konnte nicht mehr weit entfernt sein. Ich würde ihre kleine Sargmusik schon stoppen.

Wie ein eckiges Ungeheuer kam mir die Rückwand eines Hauses vor, als ich auf sie zuging. Links schob ich mich an ihr vorbei und merkte, dass etwas auf mich zukam. Schleim!

Verdammt, der Weg nach vorn war mir versperrt. So würde ich Julia Landers nicht stoppen können. Zudem ging es nun um mein eigenes Leben...

Suko drückte seinem Freund John Sinclair die Daumen, während er sich den Monstren stellte. So optimistisch, wie er getan hatte, war er in Wirklichkeit nicht. Er wusste nicht, was sich alles aus den

Schleimmassen noch hervorschob. Und er hatte nur zwei Arme, im Gegensatz zu manchen Monstren.

Zuerst kam das Wesen mit den Köpfen. Sie erinnerten an Hundeschädel, rissen gleichzeitig die drei Mäuler auf, und Suko schaute für einen Moment in glühende Rachen.

Er konnte sich gut vorstellen, dass diese Rachen auch Feuer spien und machte kurzen Prozess.

Von der Seite her schlug es mit der Peitsche zu. Die Riemen fetzten gegen die Schädel, die durch diese Treffer ins Wanken gerieten, das Übergewicht bekamen und abfielen. Was weiter geschah, war Suko egal. Er nahm sich bereits das nächste Monstrum vor.

»Du hast es aber eilig«, sagte plötzlich eine Stimme.

Suko ließ den Arm sinken und kreiselte herum. Myxin stand vor ihm.

Der Inspektor hatte seine Überraschung schnell überwunden. »Alles klar?« fragte er.

»Ja.«

»Und der Eiserne?«

Myxin deutete in die Höhe! Auch Suko schaute. Da schwebte er tatsächlich. Zu sehen eigentlich nur, weil der Stein so rot leuchtete. Lächelnd nickte der Chinese. »Dann wäre ja alles klar.«

»Das glaube ich auch«, sagte Myxin und musste sich Sukos nächste Frage gefallen lassen.

»Wo steckt denn Kara?«

»Wenn ich das wüsste...«

Suko ballte die linke Faust. »Ich habe das Gefühl, dass wir uns doppelt beeilen müssen. Nicht allein wegen Kara, es geht auch um John Sinclair...«

Meine Lage war zwar nicht lebensgefährlich, aber sie spitzte sich zu. Der Schleim schien es auf mich abgesehen zu haben. Anscheinend

war ich das Stück Eisen und er der Magnet, denn er fand immer mich als Ziel, und er schaffte es auch, mich von mehreren Seiten einzukreisen. Selbst von der Mauer rann er in langen Schlieren.

Wohin sollte ich? Vielleicht auf einem Baum klettern, wenn ich ihn erreichen konnte? Zunächst einmal schaute ich nach unten, denn dort bewegte sich der Boden. Er kam...

Dick, zähflüssig, widerlich, eine breite Masse, die einfach alles in sich hineinschlingen wollte. Auch mich.

Zur Flucht war es zu spät. Ich hätte ihn immer berührt, dann wäre er an mir hochgekrochen und hätte auch mich verschlungen. Da sah ich die Gestalt. Sie stand auf der Mauer. Aus ihrer Hand stach etwas hervor, das den Schleim zerstörte.

Es war ein goldenes Schwert!

Und die Gestalt auf der Mauerkrone hieß Kara. Die Schöne aus dem Totenreich war gekommen, winkte mir zu, wobei das Schwert einen goldenen Schimmer abgab.

Dann sprang sie.

Es machte ihr nichts aus, in den Schleim zu springen, denn sie besaß die Waffe, um ihn zu stoppen. Das mit magischen Kräften aufgeladene Schwert würde ihn vernichten.

Das hatte ich schon einmal in Rio erlebt, als Kara die Spuren des Großen Alten Krol auslöschte.

Auch jetzt sprang sie. Dabei löste sich ein Kampfschrei von ihren Lippen, im nächsten Moment war sie von der Mauerkrone verschwunden. Kara ging in den Schleim ein. Eiskalt und auch profihaft bewegte sie das Schwert und schlug in den Schleim eine Bresche.

Ich vernahm seltsame Geräusche. Ein Splittern hörte ich ebenfalls und sah plötzlich etwas in der Luft, das in mir verdammt unangenehme Erinnerungen weckte.

Kleine, dünne Fäden, zu vergleichen mit Spinnweben, bewegten

sich vor meinen Augen. Ich wusste, wie gefährlich sie waren. Diese Fäden konnten sich auf der Haut eines Menschen festsetzen und diese grausam zerschneiden. Da hielt auch keine Kleidung, denn durch sie drangen sie ebenfalls.

Mir wurde es im Hals allmählich trocken, wenn ich daran dachte, dass sie sich auch um meine Kehle wickeln konnten.

War Kara schnell genug, um mich retten zu können? Ich besaß nichts, was die Fäden aufhalten konnte.

In der Düsternis waren sie mehr zu ahnen. Ich hatte mich schon geduckt und den Kopf eingezogen, denn ich wollte ein möglichst kleines Ziel bieten.

Sie wehten lautlos heran. Im fallenden Regen noch schlechter als sonst zu erkennen, und die ersten Fäden erreichten mich bereits. An der linken Wange spürte ich den Hauch einer Berührung, der bald von einem leichten Schmerz abgelöst wurde.

Da hatte es mich erwischt. Ich ging noch weiter zurück und merkte, dass ich in den Schleim getreten war.

Verdammt, jetzt hatten sie mich! »Kara!«

»Ich komme, John!«

Ihre Stimme klang lauter. Für mich ein Zeichen der Hoffnung, dass sie sich ziemlich weit meinem Standort genähert hatte. Dann sah ich sie. Sie tauchte inmitten der in der Luft schwebenden Fäden auf. Kara schwang ihr Schwert. Mit jedem Schlag erwischte und zerteilte sie die mörderischen Fäden, so dass diese keine Gefahr mehr bilden konnten.

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Und auch der Schleim verschwand. Die Magie des Schwertes sorgte dafür. Ich hörte nicht nur Karas Schritte, sondern auch das Platzen und Brechen. Für mich ein Beweis, dass sich der Schleim in Glas verwandelt hatte, das nun verging.

Ich war gerettet!

Kein Faden schwebte vor meinem Gesicht. Als Erbe hatten sie ein paar Blutstropfen auf meiner Wange hinterlassen.

Tief atmete ich durch. Kara berührte meine Hand. »Keine Sorge«, sagte sie, »wir schaffen es.«

Ich nickte ihr zu. »Das war wirklich Rettung kurz vor dem Niedergang. Gegen diese Magie habe ich keine Waffe.«

»Aber ich«, erwiderte sie lächelnd.

»Sicher, du hast es gut.«

»Du auch, John!«

»Wieso?«

»Hier!« Sie streckte ihren Arm aus und drückte mir den Griff des Schwertes in die Hand. »Nimm es, geh und stell dich der Person, die sich für alles verantwortlich zeigte.«

Meine Augen wurden groß. »Du meinst, ich soll Julia Landers...«

»Ja, trägt sie nicht die Schuld?«

»Natürlich.«

»Dann tu, was du tun musst.«

Ich schluckte. Kalt rann es über meinen Rücken. »Ja«, sagte ich. »Ich werde zu ihr gehen...«

Und ich ging. Ihr Spiel wies mir den Weg. Aber nicht nur das, auch ihre Schreie, denn Julia schien bemerkt zu haben, dass einiges schiefgegangen war. Die Töne, die sie ausstieß, hörten sich ganz so an, als stünde sie dicht davor, durchzudrehen.

Unangefochten war ich an der Mauer vorbeigekommen, hatte einen weiteren Pfad erreicht, der in die Hauptstraße von Mullogh mündete. Dort stand sie.

Ich hatte sie in ihrem Zimmer gesehen. Jetzt entdeckte ich sie wieder. Verändert hatte sie sich nicht. Nur mehr ihre Kleidung war durch den langen Regen zu einem feuchten Lappen geworden, der fest an ihrem Körper klebte.

Sie stand leicht geduckt da, der Bogen tanzte über die Saiten. Das Instrument produzierte die schrillsten Töne. Julia warf den Kopf auf und nieder, so dass die nassen, strähnigen Haare von einer Seite auf die andere flogen.

Ich kam noch näher an sie heran. Gesehen hatte sie mich nicht. Rechts von mir befand sich der Schleimberg. Bei einem schnellen Blick in seine Richtung stellte ich fest, dass er immer mehr zusammensackte. Dafür mussten der Eiserne Engel und vielleicht auch Myxin sorgen. Ich konnte mich um Julia kümmern.

Nur mehr wenige Schritte trennten mich von ihr, noch hatte sie mich nicht entdeckt, ich ging weiter und kam so dicht an die Spielende heran, dass ich sie schon fast mit dem ausgestreckten Schwert hätte berühren können.

Da sah sie mich! Sie erstarrte inmitten des Spiels, schaute mir ins Gesicht und ließ das Instrument sinken.

»Was willst du?« schrie sie mir entgegen.

»Ich bin gekommen, um mit dir abzurechnen, Sarina«, erwiderte ich...

Zuerst verstand sie nicht oder wollte mich nicht verstehen. Sie begann zu lachen. »Du willst mit mir abrechnen?«

»So habe ich es dir versprochen!«

Sie begann zu lachen. »Aber wie denn? Wie? Ich bin jedem Menschen überlegen, jedem...«

»Das möchte ich sehen.«

»Und wie ich ihnen überlegen bin!« keuchte sie. »Hast du gesehen, was mit ihnen passiert ist, die hier leben!«

»Das habe ich, Julia. Tot sind sie zum Glück nicht...«

»Nein, sie sind nicht tot. Noch nicht, aber was mit ihnen geschieht, wird vielleicht viel schlimmer sein. Diese Menschen sind die Informationsträger für meine Freunde aus der Tiefe. Die Monstren werden sich mit ihnen beschäftigen und ihnen all das Wissen

ausaugen, dass sie besitzen. Informationen, verstehst du? Diese Menschen aus dem Ort Mullogh werden uns die Informationen geben, die wir brauchen.«

»Nicht mehr, Julia!«

Sie starrte mich an. »Willst du wirklich...«

Ich zeigte ihr das Schwert. Die goldene Klinge gab sogar bei dieser Düsternis einen Widerschein ab. »Damit werde ich dich töten«, erklärte ich ihr kalt.

»Dann versuch es!« Kaum hatte sie mir diesen Satz entgegengeschrien, als sie Geige und Bogen anhub, um abermals mit ihrem teuflischen Spiel zu beginnen.

Ich schlug zu. Es war ein Schlag, aber er traf doppelt. Zunächst die Geige und dann den Bogen. Und er zerteilte beides!

Die beiden Hälften fielen zu Boden. Julia starrte ihnen nach. Ich habe selten bei einem Menschen einen so fassungslosen und ängstlichen Ausdruck im Gesicht gesehen, wie in dieser Sekunde bei Julia Landers. Sie war einfach nicht in der Lage, zu begreifen, was ich da getan hatte. Ihr Instrument war zerstört worden.

Und damit auch ihre Seele!

Julia wankte. Sie hob die Arme und presste sie gegen das Gesicht. Ich wollte noch einmal zuschlagen, ließ die Klinge jedoch im Schwebезustand, denn durch die Vernichtung der Geige hatte ich auch Julia Landers' Existenz zerstört.

Noch hatte sie die Hände vor ihr Gesicht gepresst. Die Finger hielt sie gespreizt. Durch die Lücken sah ich die Masse quellen. Julia Landers, alias Sarina, wurde zu dem, was sie eigentlich so verehrte und was ihr gleichzeitig auch diente.

Zu Schleim!

Sie sank vor meinen Füßen zusammen, denn die Beine konnten sie nicht mehr tragen, da sie sich bereits im Zustand der Auflösung befanden. Plötzlich waren nur mehr die Knie vorhanden. Sie standen

im Schleim, und sie sackten immer tiefer.

Im selben Augenblick ließ Julia auch die Hände sinken. Ich schaute in ihr Gesicht.

Es war eine schleimige Masse, in der die Augen schwammen wie in einem kleinen See. Der Schleim warf Blasen, blubbernde Laute drangen mir entgegen, und vor meinen Füßen begann der Rest zu verlaufen. Sekunden später starrte ich nur mehr auf Glas, schlug mit dem Schwert hinein und sah, wie die Masse zusammenschmolz.

»Das reicht, glaube ich«, sagte Kara, die neben mich getreten war und ihr Schwert wieder entgegennahm.

Ich merkte es kaum, da ich ins Leere starrte...

Die nächsten Stunden vergaßen die Bewohner von Mullogh wohl nie. Unsere Freunde hatten sich wieder zurückgezogen, so dass Suko und ich allein zurückblieben. Im Spritzenhaus der Feuerwehr hatten sich die Bewohner eingefunden und hörten unseren Erklärungen zu. Wir sprachen von Erdstößen, um damit die Verwüstungen zu erklären. Was wirklich vorgefallen war, wusste keiner, denn die Magie der alten Atlanter hatte sie überrascht.

Nachdem die Leute den ersten Schock überwunden hatten, versprachen sie, ihre Stadt wieder in Ordnung zu bringen. Der Friedhof musste neu angelegt werden, und sie würden auch die Schäden an den Häusern und auf den Straßen ausbessern.

Das war ihr Problem.

Suko und ich fuhren am anderen Tag wieder. Wir erlebten einen herrlichen Sonnenaufgang. Die Schrecken der Vergangenheit schienen vergessen zu sein, und ich sah auch meinen Bentley im Sonnenlicht stehen. Dem Auto war nichts passiert.

Als wir einstiegen, abfuhren und Mullogh allmählich hinter uns zurückblieb, atmeten wir beide tief durch.

»Dennoch bleibt ein komisches Gefühl«, sagte ich.

»Wieso?«

»Versetz dich in meine Lage, Suko. Ich stand den Dienern der Großen Alten gegenüber und hatte keine Waffe, um sie wirksam bekämpfen zu können. In diesem Fall griffen unsere Freunde ein. Kannst du mir sagen, wie es in Zukunft aussehen wird?«

Auf diese Frage wusste auch mein Freund und Kollege Suko keine Antwort...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Nr. 299 »In diesem Zimmer haust die Angst«

[2] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«